

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Mordaugen von Brüssel

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Mordaugen von Brüssel

John Sinclair Taschenbuch Nr. 81

von Jason Dark

erschienen am 08.12.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Mordaugen von Brüssel

Über Nacht veränderte sich das Atomium.

Plötzlich leuchteten in den großen Kugeln von satanischer Kälte. Gleichzeitig geschahen die Untaten. Menschen veränderten sich, irrten tobend und heulend durch die Straßen, und riefen immer wieder: »Das ist die Offenbarung der Hölle! Das letzte Siegel ist gebrochen!«

Eine Stadt stand am Rande des Chaos. Wir befanden uns im Zentrum des Schreckens...

In dieser Nacht peitschte der Wind den Regen als lange, nie abreißende Fahne vor sich her. Das Wasser erschtete die Stadt, ließ die Kanle über die Ufer treten und scheuchte die Ratten in die Keller. Es war die Nacht des Orkans, der ungebändigten Natur und der Angst des Menschen.

Sie verkrochen sich in ihren Häusern, Wohnungen und Hotels. Mühsam bahnten sich vereinzelt fahrende Autos ihren Weg durch die Wassermassen. Fußgänger waren kaum zu sehen. Und wenn, dann hasteten sie mit aufgespannten Schirmen und geduckt über die Gehsteige oder standen in schtzenden Hauseingängen, frierend, na, fluchend.

Nur der einsamen Gestalt im langen Regenmantel machte das Wetter nichts aus. Der Mann schien den Regen zu genießen. Er prasselte auf die Gummihaut und den breitrempigen Sdwester auf dem Kopf der Person.

Der Mann stand an der Avenue de Atomium. Er hatte den Schutz der nahen Bäume verlassen, konzentrierte sich voll und ganz auf die neun Kugeln sowie deren Verbindungsstreben und verzog die Lippen hin und wieder zu einem kalten lächeln.

Die Kugeln waren von innen beleuchtet. Sie erinnerten an Gebilde aus einer fernen, anderen Welt, die Reisende bei einem Besuch zurückgelassen hatten. Regenschleier kippten aus den Wolken und wischten wie lange Tücher an den Kugeln vorbei. Das Licht bekam einen verschwommenen Glanz, die beiden runden Fensterreihen in der obersten Kugel sahen aus wie ein glitzerndes, um die Kugel herumlaufendes Band, und der Mann lächelte noch breiter, als er daran dachte, wie viele Menschen auch heute noch das Atomium besuchten.

Sie würden sich wundern.

Dieser Regen war kein Zeichen. In diesem Juni regnete es fast nur. Das Zeichen wollte der Mann, der heimliche Beobachter, setzen. Die

Zeit war reif, das wußte er. Man hatte die Tafeln gefunden. Wer es schaffte, sie korrekt auszuwerten, der wußte Bescheid. Und wer Bescheid wußte, außer ihm, der war sein Gegner.

Also hielt er sich bei seinen Worten genau an die Prophezeiung der Anna Katharina Emmerich, einer Seherin, die in Ekstase in aramäischer Sprache redete.

»Einige Dämonen werden losgelassen zur Strafe und als Versuchung für die Menschen. Ich glaube, daß in unseren Zeiten schon einige entfesselt sind und nach unseren Zeiten wieder welche losgelassen werden.«

Diese Worte waren um die Wende vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert gesprochen worden. Der Mann, der sie wiederholte, wußte, daß sie ihre Gültigkeit nicht verloren hatten. Und er fügte noch etwas hinzu, er rief es gegen die klatschenden Regenschauer, die seine Worte aufsaugten.

»Das letzte Siegel wird von mir gebrochen. Denn ich bin Radek und habe die Macht.«

Als wollte das Atomium seine Worte bestätigen, so leuchteten in den Kugeln für einen Moment neun Augen von einer satanischen Kälte auf, die auch der Regen nicht verwischen konnte...

Die gewaltige Baustelle befand sich noch in der Innenstadt von Brüssel, unweit der Kirche Notre-Dame, und sie hatte in den letzten Monaten zu gewaltigen Verkehrsstaus geführt. Man wollte hier ein Hotel bauen, dem ein Tagungszentrum angeschlossen wurde, in dem auch die Abgeordneten der EG sich treffen sollten.

Wann der Bau fertig war, konnte niemand sagen, und das interessierte Bill Conolly und mich auch nicht, als wir mit dem Taxi über die Avenue du Parc Royal fuhren und uns von Norden her dem Ziel näherten. Die gotischen Spitztürme der berühmten Brüsseler Kirche wiesen uns praktisch den Weg, verfahren konnten wir uns

nicht mehr, aber wir steckten schon sehr bald in einem Stau. Der Fahrer, er trug eine Schiebermütze auf dem Kopf, hob die Schultern. »Da kann man nichts machen«, sagte er. »Wir müssen zunächst warten.«

»Gibt es keine Abkürzung?« fragte Bill.

»Sehen Sie eine, Monsieur?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

Ais umweltbewußter Mensch stellte unser Fahrer den Motor ab. Er öffnete das Fenster. Zum Glück regnete es nicht, dafür drang kühle Luft in den alten Mercedes. Es war viel zu kalt für Juni, aber in London hatten wir auch kein besseres Wetter.

Bill saß neben mir im Fond und strich durch sein braunes Haar. »Damit konnte ich nicht rechnen«, sagte er.

»Das hätte dir dein Informant auch mitteilen können.«

»Er wird schon warten.«

Der Informant, das wußte ich, hieß Maurice Reuven. Er war zwar kein direkter Kollege von Bill, aber er gehörte zu den Menschen, die es schafften, sich einige Scheine nebenbei zu verdienen, indem sie mit offenen Augen durch die Welt gingen, nach interessanten Dingen suchten und die Informationen anschließend, wenn sie etwas gefunden hatten, an die Presse verkauften.

Bill Conolly gehörte zu den Menschen, die in vielen Städten ihre »Spitzel« sitzen hatten, weil auch er stets auf der Suche nach Neuigkeiten war. Er arbeitete als freier Reporter für viele Magazine und Zeitschriften auf der gesamten Welt und kümmerte sich zumeist um die Dinge, die einen mystischen, okkulten oder dämonischen Hintergrund hatten.

Auch mir hatte er so manchen Tip gegeben. Wir kannten uns schon seit einer Reihe von Jahren, waren gut aufeinander eingespielt und hatten so manches Mal den Teufel geärgert.

Was mich oder uns in Brüssel erwartete, wußte ich nicht genau. Bill hatte nur von gewissen Tafeln, alten Fundstücken, gesprochen, die eine bestimmte Bedeutung besaßen. Mehr wußte er auch nicht, und Maurice Reuven konnte auch nichts Genaues sagen. Dennoch glaubte Bill dem Mann. Dessen Stimme hatte am Telefon sehr aufgeregt und hektisch geklungen. Er hatte auch davon gesprochen, daß nicht mehr viel Zeit blieb.

Momentan hatten wir Zeit.

»Gefällt dir Brüssel?« fragte Bill.

»Ich habe noch nicht viel von der Stadt gesehen.«

»Das wird sich bestimmt ändern.«

»Dann könnten wir eigentlich den Rest zu Fuß gehen«, schlug ich vor.

»Sehr weit ist es nicht mehr.« Bill grinste mich an und holte bereits seine Geldbörse aus der Tasche. »Meister«, sagte er zu dem Fahrer, »wir haben es uns anders überlegt und wollen aussteigen.«

»Merde! Und ich hänge hier fest.«

»Das ist Ihr Pech.« Um es einigermaßen erträglich zu machen, gab der Reporter ein gutes Trinkgeld. Das hellte die Miene des Taxifahrers wieder auf.

»Dann schönen Tag noch, die Herren.«

»Danke gleichfalls«, sagte ich beim Aussteigen.

Wir gingen auf den schmalen Gehsteig und spürten den Westwind, der den Stoff unserer Mäntel knattern ließ.

Beide stellten wir die Kragen hoch, blickten über die Dächer der abgestellten Wagen hinweg und sahen schon das Gerüst der Baustelle unweit der Kirche. Man war zwar tief in die Erde gegangen, aber die Baustelle selbst wuchs auch über das gewaltige Loch hinweg. Westlich der Kirche erstreckte sich eine große Grünfläche, der Cimetiere de Lacken, der größte Brüsseler Friedhof. Dichter Baumbestand bildete eine grüne Lunge, und Bill meinte: »Da

sind wir ja richtig. Der Friedhof, der Fund...«

»Hängt er denn mit dem Friedhof zusammen?«

Bill stieß einen kleinen Stein zur Seite. »John, ich weiß so gut wie nichts. Ich habe mich nur auf die wenigen Worte des Maurice Reuven verlassen.«

»Hoffentlich bist du da nicht verlassen.«

»Nicht bei Reuven.«

»Kennst du ihn so gut?«

Wir gingen während unseres Gesprächs weiter. »Nein, eigentlich nicht, aber trotzdem ist er kein Spinner. Ich war mal Vorjahre mit ihm zusammen in Singapore. Da haben wir einen Bericht über Firmen geschrieben, die sich, um Steuern und Löhne zu sparen, dort niederlassen. Reuven war dabei ein guter Rechercheur, kein Spinner oder Phantast, obwohl er, wie auch ich, stets an die Story dachte.«

»Und jetzt hat er die Tafeln gefunden?«

»John, das glaube ich nicht. Er wird davon gehört und nachgeschaut haben.«

»Ich laß mich überraschen.«

Wir hatten die Baustelle inzwischen erreicht. Der Verkehr wurde an einem hohen Bretterzaun vorbeigeleitet. Einspurig floß er über die schmale Straße, wo es immer wieder zu kleinen Staus kam. Der Wind ließ Wimpel und Bänder flattern. Wamleuchten glotzten uns an wie künstliche Augen. Gewaltige Baukräne stachen wie Skelette aus der Grube hervor. Eine Auf- und Ausfahrt war ebenfalls geschaffen worden. Aus ihr rollten die Lastwagen, beladen mit Lehm und Steinen, denn die Ungetüme von Baggern wühlten sich stündlich tiefer in die Boden hinein. Die Arbeiter trugen gelbe Helme. Kommandos erschallten. Wir sahen auch die Vorgesetzten, zu erkennen an ihren roten Helmen. Sie schrien ihre Anordnungen in Megaphone und gaben Zeichen mit den Armen. Aufgereiht standen die Bauwagen hintereinander. Dort saßen die Überwacher vor ihren

Monitoren und schauten zu, ob auch nichts schief lief.

Der Lärm hatte sich gesteigert. Das Quietschen der Kräne, der Krach der Bagger, wenn ihre Schaufeln in das Erdreich hieben, und das Dröhnen der schweren Lastwagenmotoren vermischten sich zu einer nie abbreißenden Geräuschorgie. Wenn wir uns verständigen wollten, mußten wir schreien. Bill hatte sowieso keine Zeit für mich, er suchte seinen Informanten Maurice Reuven.

Vor einer Absperrung mußten wir halten. Ein kräftiger Mann in gelber Jacke und lehmbeschmierten Schuhen stellte sich uns in den Weg. »Wer sind Sie?«

»Wir warten auf Maurice Reuven«, sagte Bill.

»Kenne ich nicht. Sie dürfen sich hier nicht aufhalten. Es sei denn, Sie haben einen Passierschein. Kann ich den mal sehen?«

»Wie gesagt, wir warten.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich. Gehen Sie wieder. Wenn Sie die Baustelle besichtigen wollen, halten Sie sich an die offiziellen Zeiten.«

»Wir sind von der Presse!« erklärte Bill.

Der Vorarbeiter warf ihm einen schiefen Blick zu. »Leute wie Sie sind bei uns besonders beliebt. Gehen Sie jetzt, wir haben zu arbeiten.«

Ich wollte keinen Streit, nickte meinem Freund zu, aber der ließ sich nicht beirren. Er hatte einen Mann in brauner Lederjacke entdeckt, der winkend auf uns zulief. »Das ist Maurice Reuven!«

»Kommen wir durch ihn ans Ziel?«

»Das glaube ich doch.«

Reuven blieb keuchend vor uns stehen. »Sorry, aber durch die Baustelle habe ich mich doch verspätet.«

»Verschwinden auch Sie«, sagte der Vorarbeiter.

»Moment, Meister, nicht so schnell.« Reuven griff in die Tasche und holte drei Bögen hervor. »Das hier ist die Erlaubnis. Ausgestellt

von Ihrem Chef. In dreifacher Ausfertigung, wenn Sie genau hinschauen wollen. Man gewährt uns den freien Durchgang zur Baustelle. Sind Sie nun zufrieden, Meister?«

Der Meisler las erst nach. Ich schaute mir Maurice Reuven inzwischen an. Er war älter als Bill und ich. Sein krauses Haar wuchs nur mehr auf dem hinteren Rand des Kopfes. Es zeigte eine rostrote Farbe und bestand aus zahlreichen Locken. Zur Stirn hin war das Haar ausgefallen. Dafür schimmerten auf der Schädelplatte zahlreiche Sommersprossen. Die dichten Augenbrauen zeigten die gleiche Farbe wie das Haar. Reuven hatte ein etwas fleischiges Gesicht mit leicht aufgeworfenen Lippen und einem stark ausgeprägten Kinn.

Wir bekamen die Papiere zurück. »Ja, sie sind in Ordnung«, sagte der Vorarbeiter. »Kommen Sie mit.«

Er führte uns in einen Bauwagen. Auf dem Weg dorthin machte Bill mich mit Reuven bekannt. Der Händedruck des Informanten war fest. »Habe schon einiges von Ihnen gehört, Sinclair.«

»Hoffentlich nicht zuviel Schlechtes.«

»Das kann ich nicht sagen.« Er zwinkerte mir zu. »Für diesen Job sind Sie der richtige Mann, glauben Sie mir.«

»Mal sehen.«

Der Wagen war ziemlich eng und vollgestopft mit zahlreichen Geräten. Für uns waren die Helme wichtig. Sie besaßen an ihrer Vorderseite sogar kleine batteriegespeiste Lampen.

»Wollen Sie auch Stiefel anziehen?«

»Darauf verzichten wir«, sagte Bill.

»Es ist schlammig im Bauch.«

»Im Bauch?«

»Ja, so nennen wir die Tiefe.«

Wir verzichteten trotzdem auf die Stiefel. Der Vorarbeiter bot uns sogar einen Führer an, doch Reuven schüttelte den Kopf. »Den

brauchen wir nicht, danke. Wir kennen uns aus.«

»Wie Sie wollen.«

Mein Helm paßte mir so leidlich. Wir hatten die mit der grünen Farbe bekommen, für Besucher.

Über einen hochgelegten Brettersteg betraten wir die eigentliche Baustelle. Primitive Geländer sicherten ihn an beiden Seiten ab. Unter uns gähnte die Tiefe der Baugrube. Braunerund gelber Lehm wechselten sich ab mit dunkler Erde. Die Menschen wirkten klein, selbst die Lastwagen kamen uns nicht mehr gefährlich vor, im Gegensatz zu den gewaltigen Kränen, die alles überragten.

»Wo müssen wir denn hin?« fragte Bill.

»Ganz nach unten.«

»Und dann?«

Reuven lachte. »Noch tiefer, Bill.«

»Was ist denn da zu sehen?« fragte ich.

Reuven drehte sich um. »Lassen Sie sich überraschen. Ich sage nur soviel, daß wir die Reste einer uralten Kirche betreten werden. Machen Sie sich auf etwas gefaßt. Es war Zufall, daß sie entdeckt wurde. Eben durch diesen Aushub von Erdmassen.«

»Dann hat die Kirche keinen Namen?« fragte ich.

»Wenigstens keinen offiziellen.«

Wir hatten das Ende der Galerie erreicht und standen vor einer primitiven Holzterasse, die uns bis zum Grund der Baugrube brachte. Auch diese lehmbeschmierten und feuchten Stufen waren an den Seiten durch ein Geländer gesichert.

Maurice Reuven, der sich hier auskannte, hatte die Führung übernommen. Bill und ich blieben stets zwei Stufen hinter ihm. Ich kam mir tatsächlich vor wie jemand, der tief in den Bauch eines gewaltigen Monstrums steigt.

An den Krach hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Wir verständigten uns auch nur mehr durch Zeichen. Auf dem Grund

angekommen, mußten wir uns an die abgeteilten Strecken halten, die für Fußgänger vorgesehen waren. Nicht weit entfernt ratterten die LKWs mit ihren Erdladungen vorbei und krochen den steilen Weg der Ausfahrt in die Höhe. Wir brauchten nicht durch das schlammige Erdreich zu waten. Man hatte extra Wege geschaffen. Sie bestanden aus aneinander und nebeneinandergelegten Holzplatten, die wiederum eine gelbbraune Schicht aus Schlamm zeigten.

Wenn ich an den Seitenwänden hochschaute, kam ich mir vor wie die Ameise, die vor einem Elefanten steht und dessen Ende so gut wie nicht erkannte.

Die Wände waren gewaltig, unheimlich hoch. Sie schimmerten braungelb. Heller war das Holz der Gerüste, das die Wände abstützte, weil doch einige Stellen vom Einsturz bedroht waren. Maurice Reuven kannte den Weg genau. Er führte uns in einen Teil der Baugrube, wo nicht gearbeitet wurde. Dafür diente sie als Freilager. Eisenmatten, Holzstempel, Stangen, Bohrer, Hacken, Schaufeln, auch Raupen mit dicken Ketten standen hier.

Maurice Reuven zündete sich eine Gitanes an. Er paffte drei Wolken und erklärte uns, daß wir uns nur mehr ein paar Schritte vom eigentlichen Ziel entfernt befanden.

»Was finden wir dort genau?« wollte ich wissen.

»Zwei alte Steinplatten.«

»Mit einer Beschriftung?«

»Sicher.« Er hustete und rauchte. »Sie ist, so würde ich meinen, sehr gefährlich, denn sie beinhaltet eine düstere Prophezeiung. Das erinnert mich ans Mittelalter, als man die großen Weissagungen machte. Für mich ist es einfach ein Teil der Apokalypse, und ich werde das Gefühl nicht los, daß sie sich erfüllen wird.«

»Wann?« fragte ich.

»Vielleicht in diesen Tagen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Kann ich auch nicht sagen. Es ist mehr ein Gefühl, wissen Sie. Obwohl sich schon einiges verändert hat.«

»Was?«

»Es stand nichts in der Presse, aber es hat Zeugen gegeben, die Augen gesehen haben wollen. Riesige Augen von einer höllischen Kälte und Grausamkeit. Sie zeigten sich innerhalb der Kugeln des Atomiums. Das war in den letzten Tagen, und ich habe auch mit jemand gesprochen, der vor dem Ende warnte.«

»Wer war das?«

»Ein uralter Mönch. Er lebt in einem Kloster und bekommt dort seine letzte Versorgung. Der Mann weiß viel, aber er wurde von den meisten als Spinner abgetan. Meiner Ansicht nach braut sich etwas zusammen, das wir uns gemeinsam ansehen sollten. Außerdem habe ich ständig das Gefühl, verfolgt zu werden.«

»Von wem?«

»Fachen Sie mich nicht aus, Sinclair, von einem Unbekannten, verstehen Sie?«

»Einer Person?«

»Nein, einer Macht oder Kraft. Wie immer Sie es nennen wollen. Es gibt ja Menschen, die ihren Tod vorausahnen. Darüber habe ich früher gelacht. Heute nicht mehr. Ich werde einfach den Eindruck nicht los, daß man auch mich auf die Liste gesetzt hat.«

Bill begann zu lachen und schlug Reuven auf die Schulter. »He, Maurice, so kenne ich dich ja gar nicht. Wo ist dein alter Schwung geblieben?«

»Der ist vorbei.«

»Ach komm, reiße dich zusammen. Wir sind zu dritt und werden das Kind schon schaukeln.«

Reuven warf die Kippe zu Boden. »Entschuldigt, laßt uns jetzt weitergehen.«

Bill warf mir einen langen Blick zu und hob dabei die Schultern. Er

wurde aus dem Verhalten seines Bekannten ebenfalls nicht recht schlau. Zwei lehmbeschmierte Raupenfahrzeuge standen dicht nebeneinander. An ihnen schoben wir uns vorbei, und es öffnete sich ein Loch in der gelben Lehmwand.

»Dort müssen wir rein«, sagte Reuven.

Ich runzelte die Stirn. »Sieht aus wie ein Tunnel.«

»Ist auch einer. Er endet dann in einer Höhle. Schalten Sie die Lampe ein, Sinclair, es wird gleich dunkel.«

Der Strahl war nicht sehr stark. Als wir gingen, hüpfte er auf und nieder. Wie ein heller Fingertasteteer sich durch die Finsternis des Tunnels. Es roch nach feuchtem Lehm und alter Erde. Auf dem Boden zeichneten sich Spuren ab. Sie waren von Maurice Reuven hinterlassen worden, der diesen Weg nicht zum erstenmal schritt.

Er hatte den Kopf eingezogen, obwohl die Gangdecke hoch genug war. Ich schaute mich in dem engen Tunnel so gut um wie eben möglich. Daß nur wenige Schritte hinter uns eine Großbaustelle lag, war kaum zu begreifen. Wir befanden uns hier in einer anderen Welt, die sich später auch äußerlich von der normalen Baugrube abhob, denn der Lehm an den Wänden verschwand und schuf einem grauen Gestein Platz. Es sah aus wie eine Landkarte, stand an einigen Stellen kantig und schroff vor, bildete Hügel, Mulden, kleine Täler und Reliefs. Auch der Grund war nicht eben. Sehr oft liefen wir durch Wasserpfützen. Ich hatte nasse Füße bekommen und bedauerte es jetzt, keine Stiefel angezogen zu haben.

Reuven drehte sich um. Der Lampenstrahl blendete mich. »Wir sind bald da, Freunde. Dann könnt ihr die Platten sehen.«

»Liegen sie im Gang?« fragte Bill.

Maurice schüttelte den Kopf. »Nein, wir erreichen gleich die Höhle, wie ich schon sagte. Und sie kommt mir vor, als wäre sie eine alte Kirche. Komisch, nicht?«

»Das wird sich herausstellen.«

Es dauerte nur mehr eine Minute, bis wir den Gang hinter uns gelassen hatten. Vor uns öffnete sich tatsächlich eine Höhle. In diese dicke Dunkelheit stachen die Strahlen unserer drei Lampen wie weiße, breite, zitternde Knochenfinger und erhellten den Großteil dieser ungewöhnlichen Höhle.

»Wie eine kleine Kirche. Er hat recht«, flüsterte Bill Conolly und schob sich vor.

Unter unseren Schuhen knirschte der Dreck. Ich folgte meinem Freund und sah, daß er die Lampe auf eine bestimmte Stelle gerichtet hatte, die aussah wie ein Altar. Jedenfalls war es eine Erhöhung. Eine waagerechte Steinplatte hatte auf einer senkrecht stehenden ihren Platz gefunden. Ich leuchtete in die Höhe und sah über mir die graue unregelmäßige Decke aus dicken Steinen.

»Na?« sagte der Belgier, »habe ich euch zuviel versprochen?«

»Den Altar sehen wir«, erklärte Bill. »Aber was ist mit den Platten, von denen du gesprochen hast?«

»Sie sind auch hier. Kommt mit.« Er wandte sich nach rechts und folgte dabei dem Lichtstrahl, der schließlich einen Kreis auf das Gestein der Wand warf.

Maurice bewegte den Kopf nach links, das Licht wanderte mit und traf eine Nische. Anhand der Bruchstellen konnte ich erkennen, daß sie erst vor kurzem aus dem Gefüge herausgebrochen waren.

»Da habe ich die Platten gefunden!« erklärte Reuven.

»Das sehen wir uns an, John.« Bill bewegte sich geduckt vor, ich schlich hinter ihm her. Zusätzlich hatte ich noch meine eigene Halogenleuchte hervorgeholt. Ihr kaltes Licht füllte die Nische bis in den letzten Winkel aus. Und auch die Steinplatten sahen wir. Der Finder hatte sie aufgerichtet, sie lehnten mit der Rückseite an der Nischenwand.

»Könnt ihr lesen, was darauf eingemeißelt ist?« fragte er leise hinter uns.

Bill versuchte es. »Nein, die müssen wir erst säubern.«

»Es ist jedenfalls in lateinischer Sprache geschrieben«, erklärte der Belgier.

»Hast du mit dem alten Mönch schon darüber gesprochen?« wollte der Reporter wissen.

»Natürlich. Er sagt, daß zwei verschiedene Texte auf den Tafeln stehen. Sie sind auch von verschiedenen Personen geschrieben oder eingemeißelt worden.«

»Kennt man die?«

»Der Mönch kannte sie. Das wareinmal Paulus in seinem zweiten Brief an Timotheus und dann Matthäus, glaube ich.«

Ich dachte mehr praktisch und packte eine Tafel mit beiden Händen an. Die kleine Leuchte hatte ich in der Tasche verschwinden lassen. Stein ist schwer, das spürte auch ich, als ich die Tafel abhob. Sie wog einiges, und ich schleifte sie über den Boden, bis sie vor den Füßen des Belgiers lag.

Bill hatte sich die zweite Tafel genommen und direkt neben die erste gelegt.

»So«, sagte er und rieb seine Hände. »Jetzt wollen wir uns mal anschauen, was dort steht.«

»Aber erst reinigen«, sagte Maurice.

»Klar, machen wir alles.«

Wir nahmen unsere Taschentücher, putzten den Staub weg, so daß die eingeschlagenen Buchstaben deutlicher zum Vorschein traten. Glücklicherweise hatten Bill und ich Latein in der Schule gelernt, das kam uns jetzt zugute.

»Schalte mal deine Lampe ein, John!« Ich hielt sie so, daß die Tafel, auf der die Botschaft des Paulus an Timotheus stand, voll angestrahlt wurde. Mein Freund las mit leiser Stimme und auch ziemlich flüssig vor.

»Das sollst du aber wissen, denn in den letzten Tagen werden

greuliche Dinge kommen. Denn es werden die Menschen viel von sich halten, geldgierig sein, Lästler, den Eltern ungehorsam, undankbar, lieblos, unversöhnlich, Verleumder, zuchtlos, wild, ungütig, Verräter, Frevler, aufgeblasen, die die Lüste mehr lieben als Gott, die da haben den Schein eines gottesfürchtigen Wesens, aber seine Kraft verleugnen sie.«

Bills Stimme versiegte. Er holte tief Luft, drehte mir den Kopf zu, der ich gebückt neben ihm stand, und fragte mich: »Was hältst du von der Sache?«

»Das ist eine Art von Apokalypse.«

»Stimmt, John. Mehr sagst du nicht?«

Ich hob die Schultern. »Meiner Ansicht nach kann sie zu jeder Zeit passen.«

»Da hast du auch wieder recht.«

Maurice Reuven meldete sich. »Lest erst einmal den Text der zweiten Tafel.«

Bill rückte ein Stück zur Seite. Ich schuf ihm Platz und leuchtete wieder. Abermals las er flüssig vor. »Die von den Menschen vergewaltigte Natur wird aufbegehren. Atmosphärische Umwälzungen mit ungeheuer zerstörerischen Auswirkungen folgen auf Epidemien, Hungersnöte, Kriege und Massaker, die die Menschen selbst heraufbeschwören, denn in den letzten Zeiten werden sie ihre niederen Rachegelüste austoben, die Hand in Hand gehen werden mit unmenschlichen Handlungen: Verbrechen, Skandale, Gewalttaten und Morde. Die Verdunkelung der Gewissen geht immer der materiellen Verdunkelung und der Finsternis voraus. Das Erwachen vieler Vulkane wird das ungeheure Wachsen der Katastrophe noch steigern. Man scheint die Stimme aus der Apokalypse zu hören. Wehe... wehe...«

Bill verstummte.

Auch Maurice und ich schwiegen. »Ich höre keinen Kommentar

eurerseits«, beschwerte sich der Reporter.

»Das ist aus der Apokalypse«, murmelte ich. »Aber es ist mir alles zu vage.«

»Mir ehrlich gesagt auch«, stand mein Freund mir bei.

»Ihr irrt euch«, sagte Maurice. »Ihr irrt euch alle. Auf der zweiten Tafel steht noch etwas, das du vergessen hast vorzulesen, Bill.«

»Wo denn?«

»Dicht über dem Rand.«

»Leuchte mal, John.«

Ich tat es. Bill wischte noch einmal mit dem Taschentuch nach und mußte zugeben, daß sich Reuven nicht geirrt hatte. Unter der finsternen Botschaft stand noch ein Zweizeiler. Es war schon jetzt zu erkennen, daß man es später eingraviert hatte.

»Und es werden den acht Paradieskreisen neun Höllenringe gegenüberstehen«, las Bill. Dann stand er ruckartig auf. »Das ist alles, Freunde. Mehr kann ich euch nicht bieten.«

Ich wiederholte die Worte und sah Bill Conollys erstaunten Blick auf mich gerichtet. »Was hast du, John? Du kommst mir vor wie jemand, der darüber nachdenkt, wo er die Worte schon mal gehört oder gelesen hat.«

»So ist es auch.«

»Wie?«

Ich dachte weiter nach und schnickte mit den Fingern. »Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. In Dantes Göttlicher Komödie ist davon gesprochen worden. Acht Paradiesen stehen neun Höllenringe gegenüber.«

»Sehr gut, Monsieur Sinclair«, flüsterte Reuven. »Sogar ausgezeichnet. Und jetzt will ich Ihnen mal etwas sagen.« Er stellte sich so, daß er uns beide anschauen konnte. »Neun Höllenringe und neun Kugeln besitzt das Atomium. In den Kugeln waren neun Augen zu sehen. Können damit nicht auch die Höllenringe gemeint sein?«

Ich runzelte die Stirn.

Bill knetete sein Kinn. »Ist das nicht ein wenig weit hergeholt?« fragte er.

»Im ersten Moment schon«, sagte ich. »Aber wenn wir näher darüber nachdenken, könnte etwas Wahres daran sein.«

Maurice Reuven nickte. »Das meine ich auch.«

»Wie willst du denn die Apokalypse mit diesem letzten Spruch verbinden?« fragte Bill.

»Ich nicht«, erwiderte der Belgier. »Das hat ein anderer getan. Und zwar der, der auch den Spruch hinterlassen hat.«

»Du weißt nicht zufällig, um wen es sich dabei handelt?«

»Nein, ich nicht. Deshalb habe ich euch doch geholt.«

Bill grinste mir zu. »John, was machen wir? Sollen wir die Höllenringe oder die Augen suchen?«

»Dann müßten wir zum Atomium.«

Reuven winkte ab. »Da werden Sie nichts finden, Sinclair. Es sei denn, Sie gehen in der Nacht.«

»Haben Sie eigentlich einen Zeugen für das Erscheinen der Augen innerhalb des Atom-Modells?«

»Ja, meine Tochter Ruth. Sie ist mit ihrem Studium fertig und volontiert zur Zeit bei einer Zeitung. Ruth kann meine Aussagen bestätigen.«

»Wie intensiv haben Sie sich eigentlich mit dem Thema beschäftigt?« fragte ich den Belgier.

Er hob die Schultern. »Das war mehr ein Zufall, daß ich überhaupt darauf stieß. Ich hatte mir die Baustelle ansehen wollen, weil ich etwas darüber schreiben wollte. Nach einigem Hin und Her bekam ich die Erlaubnis. Ich ging also los, und da ich ein sehr neugieriger Mensch bin, suchte ich jeden Winkel ab. So entdeckte ich den Tunnel.«

»Der schon vorher freilag?«

»Klar, Sinclair. Ich sprach mit den Verantwortlichen darüber, doch die winkten ab oder lachten mich aus. Sie wollen diesen alten Raum hier zuschütten.«

»Wann?«

»Schon in den nächsten Tagen. Deshalb habe ich Bill ja gebeten, so rasch wie möglich nach Brüssel zu kommen und Sie mitzubringen. Die Bauleitung kann jeden Tag auf die Idee kommen, dieses alte Versteck wieder zuzuschütten.«

Ich lächelte schmal. »Zum Glück haben sie damit gewartet. Es war auch gut, daß Sie uns gerufen haben.«

»Fragt sich nur, wie es weitergeht?«

»Wir werden uns das Atomium näher anschauen müssen«, meinte Bill und deutete zum Ausgang. »Sollen wir hier verschwinden?«

»Meinetwegen.«

»Und die Platten?«

»Lassen wir hier«, sagte ich.

Dagegen hatten die beiden anderen nichts. Noch ein letztes Mal leuchtete ich die alte Inschrift an. Wie ein geisterhafter Totenschein glitt der bleiche Lichtkegel über das Gestein. Ich hatte das Gefühl, als würden die Buchstaben der Reihe nach aufleuchten, um mir einen Gruß zu senden.

Bill und Maurice waren schon vorgegangen. Geduckt und schattenhaft tauchten ihre Gestalten in den Gang ein, der uns wieder ins Freie führte. Auch ich folgte ihnen und vernahm ebenfalls das dumpfe, unheimlich klingende Rattern.

Wir blieben stehen, schauten uns gegenseitig an und blickten auch zur Gangdecke hoch.

»Verdammt, was ist das?« flüsterte Reuven. »Stürzt etwa die Höhle ein?«

Ich hob die Schultern.

Staub wallte uns entgegen. Er vernebelte die Sicht, wir mußten

husten.

»Das kommt von vorn«, sagte Bill und lief schon los. Da der Gang einen Knick machte, mußte er sich um die Ecke winden und blieb, wie vom Donner gerührt, stehen.

Wir sahen das Ende, diesen hellen Ausschnitt, nur mehr zur Hälfte. Der andere Teil wurde von der breiten Schaufel eines Baggers allmählich zugeschüttet.

Es gab keinen Zweifel.

Man wollte uns lebendig begraben!

Der Chef vom Dienst schaute Ruth Reuven prüfend an. »Sie sehen schlecht aus, meine Liebe.«

Ruth lachte auf. »Ist das ein Wunder, nach einer Zwölf-Stunden-Schicht? Und das ist noch nichts.«

»Wann gehen Sie nach Hause?«

»Jetzt.«

»Gut, ruhen Sie sich aus. Sie haben es verdient.«

»O danke.«

Der Chef vom Dienst verließ das Büro wieder. Die Glastür fiel hinter ihm ins Schloß.

Ruth teilte sich den Raum normalerweise mit vier anderen Kollegen. Im Moment war sie allein im Büro. Die Redakteure waren zu einer Konferenz gebeten worden. Aus dem Automaten hatte sich Ruth noch einen Becher Kaffee gezogen.

Sie wußte nicht einmal, der wievielte es war. In der Nacht hatte sie sich nur durch das Trinken der braunen Brühe wachhalten können. Auch jetzt schluckte sie das bittere Zeug. Sie bekam den Geschmack schon nicht mehr aus dem Mund, hinzu kamen noch die Zigaretten und das allmähliche Nachlassen der Konzentration. Die lange Zeit forderte ihren Tribut. Die Müdigkeit war da und ließ sich einfach nicht vertreiben. Auch nicht durch den stärksten Kaffee.

Ruth öffnete die auf dem Tisch liegende Handtasche und holte einen viereckigen Spiegel hervor. Darin betrachtete sie ihr Gesicht. Ringe lagen unter den Augen. Da sie die helle Haut von ihrem Vater geerbt hatte, fielen die dunkleren Halbkreise besonders auf. Ihre Lippen wären blaß, die blaugrauen Augen blickten müde, und das rotblonde Haar hing strähnig zu beiden Seiten des Gesichts nach unten. Du hast auch mal besser ausgesehen, dachte sie und ließ den Spiegel wieder verschwinden.

Ruth war keine Schönheit, die auf die Titelseite irgendeines Modemagazins gepaßt hätte. Sie gehörte zu den normalen Menschen und jungen Frauen, wie es sie zu Hunderttausenden gab. Sie hatte die gleichen Träume, Ideale, Hoffnungen wie andere Frauen und auch den gleichen Ärger mit ihrer Beziehungskiste zu Piet, ihrem Freund aus Antwerpen, der unbedingt für eine Weile aussteigen wollte und sich deshalb von ihr getrennt hatte.

Es war ein Grund für Ruth gewesen, sich voll in ihren Job zu stürzen und auch wieder enger mit ihrem Vater zusammenzuarbeiten, bei dem sie seit einigen Jahren lebte, nachdem ihre Mutter sie wegen eines anderen verlassen hatte.

Der Job ihres Vaters gefiel ihr. Ein Rechercheur alter Schule, der überall seine Beziehungen besaß und mit seinem Geld ganz gut über die Runden kam.

Vor dem letzten Fall allerdings fürchtete sich Ruth. Da hatte sich ihr Vater auf ein Gebiet begeben, das ihr überhaupt nicht schmeckte. Sie konnte es mit dem Begriff Schwarze Magie umschreiben, düstere Prophezeiungen, Todeshysterie, Apokalypse und so weiter. Daß er sich die Ereignisse nicht aus den Fingern gesaugt hatte, war ihr, der Zeugin, klar. Auch sie hatte die Augen in den Kugeln des Atomiums gesehen und sich ständig gefragt, ob die finstere Botschaft, von der ihr Vater redete, in Erfüllung gehen würde.

Neun Augen, die in der Nacht über die Stadt hinwegleuchteten, als

wollten sie die Botschaft der Hölle verkünden. Über Ruths Rücken flog ein Schauer, als sie daran dachte. Schon als Kind hatte sich Ruth vor diesen Dingen gefürchtet und auch in der Kirche Angst bekommen, wenn vom Jüngsten Gericht gesprochen wurde.

Ihr Vater war Dingen auf die Spur gekommen, die er am besten nicht hätte anrühren sollen.

Sie hatte es ihm gesagt, aber nur kalte Blicke und Kopfschütteln als Antwort bekommen. Zudem kannte sie ihn gut genug. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte er auch bis zum bitteren Ende durch. Er hatte noch nie zuvor aufgegeben.

Diesmal war das Eisen nicht nur heiß, schon glühend. Da konnte man sich mehr als nur die Finger verbrennen.

Dafür wurde ihr Kaffee allmählich lau. Sie trank nur wenige Schlucke, den Rest ließ sie im Becher zurück.

Der alte Drehstuhl war auch nicht mehr der beste. Ruth lehnte sich so weit zurück wie möglich, hob die Arme und verschränkte sie hinter ihrem Kopf. Im Sitzen dehnte sie ihre Muskeln, reckte und streckte sich so gut wie möglich und atmete einige Male tief durch. Die Luft im Büro war mehr als verbraucht. Um Frische hereinzulassen, öffnete sie das Fenster und hielt ihr Gesicht gegen den Wind.

Der Raum befand sich im fünften Stock. Man hatte beim Bau des Hauses viel Glas verwendet, wenn sich Ruth nach rechts beugte, konnte sie fast bis zum Grande Place schauen, dem historischen Platz der Stadt, der jeden Tag von zahlreichen Besuchern bestaunt wurde. Das Zeitungshaus stand an einem Hang. Es lag in Richtung Gare Central, dem unterirdischen Innenstadt-Bahnhof der Stadt. Für Juni war es viel zu kühl. Dervom Meer her wehende Wind brachte Frische mit, die auch durch ihren dunkelroten Pullover drang.

Ruth schaute nach links. Zum Greifen nahe hing dort die Gondel der Fassaden-und Fensterputzer. Sie war verlassen. Entweder machten

die Männer Pause, oder sie waren fertig.

Ruth wollte auch weiterhin aus dem Fenster schauen, doch irgend etwas störte sie plötzlich. Es war eine Berührung und doch keine. Ein Hauch und gleichzeitig das Wissen, daß sich jemand in ihrer Nähe aufhielt, obwohl sie ihn nicht sah.

Vielleicht hinter ihr.

Ruth traute sich nicht, sich hastig und schnell umzudrehen. Sie atmete zunächst tief ein, dann wandte sie sich auf der Stelle um, schaute in das große Büro hinein — und erstarrte vor Schreck.

Sie hatte Besuch bekommen. Nicht von einem Menschen, von einem kopfgroßen Auge!

Es schwebte über dem Boden und befand sich nicht einmal weit vor ihrem Schreibtisch entfernt. Das interessierte sie nur am Rande, Ruth konnte einfach nicht anders, als dieses Auge anzustarren. Über die Größe hatte sie sich bereits gewundert, jetzt richtete sie ihren Blick auf die Pupille.

Auch sie war entsprechend groß, dabei dunkel in ihrem Innern, eine aus Schwarz und Blau zusammengesetzte Farbe und gleichzeitig von einer satanischen Kälte erfüllt. An den Innenrändern leuchtete ein rosaroter Schimmer, als wären dort winzige Blutstropfen dabei, allmählich zu zerlaufen.

Ruth konnte nichts tun. Sie stand da mit offenem Mund und starrte allein dieses unheimliche Auge an, das aus dem Nichts gekommen war. Genau wie in der Nacht, als sie mit ihrem Vater vor dem Atomium gestanden hatte.

Die anstrengende Arbeit hatte bei Ruth Reuven ihre Spuren hinterlassen. Sie war blaß und bleich. Jetzt spürte sie, daß sie mehr an Farbe verlor.

Das Gefühl der Angst wollte nicht weichen. Obwohl das Auge ihr nichts tat und nur vor ihr in der Luft schwebte, glaubte sie daran, daß

es eine Botschaft für sie hatte.

Eine gefährliche, finstere, unheimliche Botschaft, die nicht von dieser Welt stammen konnte, sondern aus einem anderen Reich, in dem das absolut Böse regierte.

Sie spürte es wie ein Mensch, der sich stets dagegen gewehrt hatte und es nicht wahrhaben wollte, daß dieses Böse existierte. Aber es war da, vertreten durch das unheimliche Mordauge mit seiner satanischen Kälte im Blick.

Das Fenster stand noch immer offen. Der Flügel befand sich dicht an Ruths linker Seite. Wenn sie dorthin schielte, konnte sie sich schwach in der Scheibe erkennen.

Weshalb war das Auge erschienen?

Sie grübelte darüber nach, kam aber zu keinem Ergebnis. Aber sie spürte, daß sie sich in Lebensgefahr befand. Diese Erscheinung war nicht da, um sie zu erschrecken. Sie wollte etwas von ihr. Und das Auge kam näher.

Ruth hatte nicht so recht mitbekommen, wie es sich in Bewegung setzte, jedenfalls schwebte es auf sie zu. Nicht sehr schnell, mit einer nahezu folternden Langsamkeit, als wäre es davon überzeugt, daß ihm das Opfer sowieso nicht mehr entfliehen konnte.

Ruth suchte nach einem Ausweg aus dieser verzweifelten Lage. Sie ahnte, daß das Auge eine Flucht nicht zulassen würde. Dabei war die für nicht allzu weit entfernt. Sie mußte nur die Schmalseite des Schreibtisches passieren, um sie zu erreichen. Oder sollte sie um Hilfe schreien?

Wer hätte sie schon gehört? Okay, der Schrei wäre vielleicht nach draußen gedrungen, aber in der Tiefe führte eine verkehrsreiche Straße vorbei, da befanden sich nur wenige Fußgänger. Die Autofahrer hatten anderes zu tun, als auf irgendwelche Schreie zu achten. Wohin also?

Doch zur Tür!

Ruth überwand sich selbst. Sie mußte einfach etwas tun, bevor das Auge sie erreichte.

Mit einem kräftigen Satz sprang sie vor, wollte auf die Tür zurennen, als es geschah.

Ihr Schrei und das plötzliche Fauchen der hochsteigenden Flamme fielen zusammen. Ruth Reuven bremste im letzten Augenblick ab, sonst wäre sie in die Flamme hineingesprungen und verbrannt. In der kurzen Zeitspanne, bevor sie sich umdrehte, konnte sie das Feuer noch erkennen. Es war nicht normal. Die Flamme strahlte in einem dunklen und gleichzeitig intensiven Blau, mit einer so tödlichen Kälte, wie sie diese nur innerhalb des Auges gesehen hatte.

Deshalb warf sie sich zurück, stolperte fast über ihre eigenen Beine, fand nicht mehr die Balance und kippte nach hinten. Es waren Zufall und Unglück zugleich, daß sie genau auf das offene Fenster zustürzte. Ruth spürte noch die Kante an ihrem Rücken und hatte dann das Gefühl, von 1000 Händen zugleich durch das Fenster und in die Tiefe gerissen zu werden.

Sie warf die Arme hoch, schaute noch in die tanzende Feuersäule und kippte gleichzeitig zurück.

Ein gellender Schrei löste sich aus ihrem Mund. Wie sie es schaffte, ihren Körper noch herumzuwerfen, wußte sie selbst nicht. Mit ihrer rechten Handfläche prallte sie gegen eines der Stahlseile, die die Gondel der Gebäudereiniger hielten.

Eisern griff Ruth zu!

Ihre Faust umschloß das schmale aber dennoch sehr starke Stahlseil. Ihr Fall wurde abgebremst, dennoch rutschte sie auch mit den Beinen über die Fensterkante hinweg, baumelte plötzlich über der Tiefe und hielt sich noch mit der anderen Hand fest.

So blieb Ruth hängen!

Sie schaute nicht nach unten, sie wollte auch nicht daran denken. Sie hing an der Gondel und fand nicht einmal mehr die Kraft, sich in

die Höhe zu ziehen.

Dafür schrie sie.

Die junge Frau durchlebte eine fürchterliche Angst. Sie hielt ihren Mund weit offen. Die grellen Schreie wirkten wie Signale, die im von der Straße hochsteigenden Verkehrslärm untergingen.

Das Auge zeigte sich nicht mehr. Ruth dachte auch nicht mehr daran, sie merkte allerdings, daß sie sich nicht mehr lange würde halten können, weil ihre Kräfte sie verließen.

Schon zitterten ihre Hände. Und dieses Zittern pflanzte sich fort. Es lief die Arme hinauf, erreichte die Schultern und durchbebte dort ihre Gelenke.

Es war einfach grauenhaft.

Noch konnte Ruth sich halten, aber die Schwere ihrer Arme nahm ständig zu. Ihr Körper wurde allmählich mit Bleigewichten gefüllt, die sich besonders stark in Richtung ihrer Füße bewegten. Länger und länger wurden ihre Arme.

Das Schreien klang nur mehr erstickt. Es war zu einem verzweiferten Schluchzen geworden, und das leichte Schaukeln der Gondel kam ihr vor wie eine Verhöhnung.

»Verdammt! Ruth!«

Da war eine Stimme, eine Männerstimme. Sie drang durch ihr Jammern und schien aus einer anderen Welt zu stammen. Sie hatte sie schon einmal gehört oder bildete sie sich die Stimme nur ein?

»Helft doch, verdammt!«

»Ja, ja...«

Etwas schob sich unter Ruths Arme. Sie merkte erst später, daß es sich dabei um Hände handelte, die hart in ihren Achselhöhlen lagen und dabei versuchten, Ruth in die Höhe zu drücken.

Andere Hände umklammerten ihre Fußknöchel. Sie mußte jetzt die Seile loslassen, traute sich aber nicht und kam dem Befehl erst nach, als sie zum drittenmal angeschrien wurde.

Als sie es dann tat, starrte sie in die Tiefe. Alles drehte sich vor ihren Augen.

Sie sah die Fahrzeuge, die Menschen, die Häuser, den Himmel — ein Kreisel.

Es riß sie hinein!

Ruth wartete auf den Aufprall, der ihr Leben auslöschte und den Tod brachte.

Sie schlug auch auf. Nur eben nicht unten auf der Fahrbahn, dafür auf dem Boden ihres Büros, in das sie die drei Helfer gelegt hatten.

»Ruth, mein Gott, wie konnte das passieren...?«

Sie schlug die Augen auf. Zuerst sah sie nichts. Nur graue, tanzende Schatten, aus denen sich allmählich etwas hervorformte. Es war das bebrillte Gesicht des Chefs vom Dienst, das so verzerrt aussah und ihr vorkam wie die Physiognomie eines Monstrums.

»Geh weg!« jammerte sie. »Geh weg!«

»Ich bin es doch nur, Ruth. Ich, dein Kollege Goubeau.«

Ruth atmete keuchend aus, so daß sogar der Speichel ihren Mund verließ. »Du, Jean?«

»Ja, ich.«

»Aber was ist los? Ich bin... das Feuer... nein, erst das Auge. Es stand plötzlich hier im Büro.«

»Holt mal einen Schnaps.«

Jemand rannte zu einem anderen Schreibtisch und faßte neben den Papierkorb, wo die Flasche mit Cognac stand. Ein Glas hatte er auch gefunden und brachte es mit.

Die edle Flüssigkeit gluckerte zwei Daumenbreit hoch hinein. Goubeau kniete neben Ruth, die auf dem Boden lag. Er winkte dem Mann. »Her mit dem Zeug.«

Goubeau riß ihm das Glas aus der Hand und führte es vorsichtig an die Lippen der liegenden Frau. »Du mußt jetzt einen Schluck trinken, Ruth, dann geht es dir besser.«

Sie schluckte automatisch, als die Flüssigkeit ihre Lippen berührte. Der Cognac brannte im Hals, sie verschluckte sich, hustete, trank dann noch einmal, bekam wieder mehr Farbe in die Wangen und schaute den Chef vom Dienst aus großen Augen an.

»Geht es wieder besser, Ruth?«

»Ja, etwas...«

»Kannst du aufstehen?«

»Wenn du mir hilfst.«

»Klar.«

Sie bekam zwei Helfer, die sie auf die Beine zogen, stützten und auf einen Schreibtischstuhl setzten. Ein anderer schloß das Fenster. In den Gesichtern der Männer stand die Spannung zu lesen. Sie wollten endlich wissen, was geschehen war, doch Ruth leerte erst das Glas und atmete einige Male tief durch, bevor sie mit ihrem Bericht anfang.

»Es war da. Ein... Auge stand plötzlich im Raum.«

»Wie?« fragte jemand.

»Halt doch dein Maul!« zischte der Chef vom Dienst, weil er wollte, daß Ruth weitererzählte.

»Es war da!« flüsterte Ruth. »Es... es kam aus dem Nichts und starrte mich an. In seiner Pupille lauerte etwas Teuflisches, etwas Grauenhaftes und Böses. Es wollte mir in die Seele hineinbrennen. Ich... ich kam nicht dagegen an...«

»Wie groß wares denn?« erkundigte sich ein Kollege.

»Größer als ein normales Auge. Wie ein Kopf.«

»Und dann?«

»Ich wollte fliehen, weil ich Angst bekommen hatte. Das Fenster hatte ich schon zuvor geöffnet, wegen der Luft. Dann war das Feuer da, als ich losrannte. Das Auge zerplatzte und wurde zu einer Feuersäule. Ich rannte nach hinten, dachte nicht mehr an das Fenster und... und... und...« Sie hörte auf zu sprechen, begann plötzlich zu

weinen und preßte ihre Stirn gegen die Handfläche.

Die Kollegen wußten nicht, was sie sagen sollten. Einige grinsten, anders Goubeau. »Verschwindet«, sagte er. »Laßt mich mit ihr allein!«

»Glaubst du den Unsinn denn?«

»Es ist kein Unsinn«, meldete sich Ruth mit leiser Stimme. »Mein Vater hat es geahnt. Er hat recht gehabt.«

»Was hat er geahnt?« fragte Goubeau.

»Ach, schon gut.«

Die andern gingen. Der Chef vom Dienst und Ruth blieben zurück.

»Möchtest du eine Zigarette?«

»Nein, jetzt nicht.« Ruth beugte sich vor, nahm die Hände herab und schüttelte den Kopf. »Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt da unten hätte liegen können.«

»Du liegst aber nicht dort.«

»Dank deiner Hilfe.«

»Vergiß es.«

»Nein, ich bedanke mich noch mal, aber ich bin durcheinander, weißt du? Ich sitze hier, denke, erinnere mich und habe das Gefühl, eingekreist zu sein. Das Auge war da.« Sie schaute Goubeau an, der ebenfalls einen Schluck trank. »Du glaubst mir nicht, wie?«

»Habe ich das gesagt?«

»Nein, aber ich sah es dir an.«

»Ach, Unsinn. Sicher, du hast ein Auge gesehen.« Er stellte das Glas hart zur Seite. »Außerdem mußt du daran denken, daß du unter Druck stehst. Du hast mehr als zwölf Stunden gearbeitet. So etwas steckt man nicht so einfach weg, verstehst du?«

»Wenn du damit das Wort Einbildung vornehm umschreiben wolltest, hast du dich geirrt. Ich weiß genau, was ich gesehen habe und was passiert ist.«

»Schon gut, entschuldige. Darf ich dich denn nach Hause fahren,

Ruth?«

»Ja.«

»Dann komm. Ein Vorschlag zur Güte. Ich an deiner Stelle würde mich mal kräftig ausschlafen. Morgen, Ruth, sieht die Welt schon wieder ganz anders aus.«

»Morgen, sagst du?« sie lächelte. »Vielleicht hast du recht. Vielleicht aber auch nicht.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ach nichts, komm...« Ruth verließ das Büro. Goubeau folgte ihr kopfschüttelnd.

»Das glaub' ich nicht!« keuchte Maurice Reuven. »Verdammt, die wollen uns tatsächlich zuschauen. Dabei müssen sie doch gewußt haben, daß wir uns in diesem verfluchten Loch befinden.« Er wollte Bill und mich anschauen, starrte aber ins Leere, weil wir schon vorgerannt waren, auf den Wall zu, der immer weiter in den Tunnel hineindrängte. Wir konnten noch über ihn hinwegpeilen und erkannten einen Teil des Führerhauses dieser verdamnten Raupe. Das Schaufelbrett entdeckten wir nicht, es wurde von den Erdmassen völlig verdeckt. Schon jetzt würde es schwer für uns werden, sich mit bloßen Händen den Weg zu bahnen. Da es keine andere Chance gab und uns auch keine Werkzeuge zur Verfügung standen, blieb uns nichts anderes übrig.

»Hilf mir, Maurice!« brüllte Bill, der geduckt den Hang aus nasser Erde und Lehm hochstieg, dann den Kopf einziehen mußte, weil er ihn sich sonst gestoßen hätte. Schon schob die breite Baggerschaufel die nächste Ladung heran. Sie drückte in die bereits liegende Erde, die dabei in Bewegung geriet und auch den Reporter umriß.

Bill landete im Dreck und fluchte.

Ich hatte es ein wenig schlauer angestellt und mich an der Stollenwand gehalten. Dort existierte zwar kein Zwischenraum mehr,

aber der Dreck lag nicht so hoch, weil er zur Seite hin abkippte. Ich kämpfte mich durch. Meine Hände arbeiteten wie kleine Schaufeln. Einmal mußte ich sie zur Deckung hochreißen, als die Schaufel abermals frische Erdmassen in den Tunnel drückte. Ich stemmte mich dagegen und hatte Glück, nicht von dem Zeug begraben zu werden.

Bill befand sich neben mir. Hinter uns wühlte sich Maurice den Weg frei. Er keuchte ebenso wie wir.

Wir hörten das Klirren und Mahlen der Raupenketten und auch den Motor des Gefährts. Noch konnten wir über den Erdhaufen hinwegblicken. Wir erkannten, daß die Raupe zurückfuhr. Dabei drehte sie sich, fuhr einen Bogen, so verging Zeit, bis das schwere Eisenblatt erst die neue Ladung geholt hatte. »Jetzt los!« schrie ich. Im tanzenden Lichtschein unserer Helmlampen arbeiten wir mit den bloßen Händen weiter.

Und wir kamen durch. Ich schaffte es als erster. Plötzlich brach der nasse, zähe Widerstand vor mir zusammen, und zwar so schnell, daß ich die Balance verlor, nach vorn taumelte, ausrutschte und praktisch auf den Bauch fiel.

Im gleichen Augenblick kam die Raupe. Sie war herumgedreht worden und visierte ihr Ziel an.

Noch auf dem Boden liegend hob ich den Kopf. Ich starrte geradewegs auf die braungelben Erdmassen, hinter der die schiebende Schaufel verschwunden war.

»John, verdammt, komm hoch!« Bill landete geduckt neben mir. Er half mir sogar noch auf die Beine, damit wir nicht gemeinsam von den Erdmassen begraben wurden.

Auch Maurice hatte es geschafft. Noch war der Raum zwischen Raupe und Stolleneingang groß genug, so daß wir uns hindurchzwängen konnten. Wir rissen Maurice mit, der hinter uns herstolperte und sich mit einem letzten Sprung rettete.

Dann schauten wir zu, wie die Schaufel die neue Ladung gegen den

schon vorhandenen Berg preßte und diesen weiter in den Stollen drückte.

»Den kaufe ich mir!« brüllte ich und meinte damit den Raupenfahrer. Der Knabe sollte etwas erleben.

Ich wartete so lange, bis das Gefährt wieder zurückfuhr. Dann lief ich vor und erreichte mit zwei langen Schritten die seitliche Tür des Fahrerhauses.

Zielsicher umklammerte ich den Griff, hebelte ihn herum, riß die Tür auf - und starrte ungläubig auf den nicht besetzten schmutzigen Ledersitz. Überhaupt war niemand da.

Das Fahrerhaus war leer!

Ich sprang wieder zurück und hämmerte die Tür zu. »John, was ist denn los?« rief Bill.

»Es ist leer!«

»Was?« schrie Maurice.

»Es sitzt niemand an der Lenkung, verdammt!«

Bill starrte mich nur an, er glaubte mir. Reuven aber fing an zu lachen und wollte sich persönlich überzeugen. Er machte es wie ich, sprang auf die Fahrertür zu, riß sie auf, rutschte aber auf der glatten Metallstufe ab und fiel in den Lehm. Ich rannte hin und riß ihn weg, bevor er von den Raupen noch zermalmt werden konnte, da sich das Fahrzeug doch ziemlich Unkontrolliert bewegte.

Plötzlich blieb es stehen. Mit einem letzten Ruck hatte es die Schaufel noch in die Frontseite des Erdhaufens gerammt. Der Motor tuckerte noch nach, dann war er verstummt.

»Das war es dann wohl«, sagte ich.

Maurice Reuven hustete und schüttelte den Kopf. »Fernbedienung, das Ding muß durch eine Fernsteuerung gefahren sein. Was anderes kann ich mir nicht vorstellen.«

»Oder Magie«, sagte Bill.

»Wieso? Ich...«

»Klar, Maurice. Irgend jemand will, daß wir nicht weiter nachforschen. Was wir eben erlebten, war ein magischer Mordanschlag auf uns. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Dann stehen wir ja unter Kontrolle!«

»Ich würde es nicht abstreiten.«

Die beiden unterhielten sich, während ich dabei war, die Raupe zu untersuchen. Daß an ihr magisch manipuliert worden war, konnte ich nicht feststellen. Ich wurde auch nicht angegriffen, als ich in das Führerhaus kletterte und mich auf den Sitz drückte. Selbst mein Kreuz

»meldete« mir keine magische Gefahr.

Ich dachte noch einmal über das Erlebte nach, und auch über den Text auf den beiden Steinplatten. Er war apokalyptisch gewesen, und hinter diesen apokalyptischen Voraussagen mußte jemand stecken, der sich die Texte zu eigen gemacht hatte.

Nur — wer war es?

Der Satan persönlich, der große Antichrist, der namentlich ebenfalls in der Apokalypse erwähnt wird und den auch Nostradamus nicht verschwiegen hatte?

Wahrscheinlich irrte ich mich. Möglicherweise war dieser uralte Originaltext gar nicht mal so wichtig. Nicht so bedeutend, wie die beiden Zeilen unten auf der zweiten Platte.

Neun Höllenringe, dachte ich. Waren sie tatsächlich identisch mit den Augen, die Maurice Reuven in den Kugeln des Atomiums gesehen hatte? Demnach mußte es zwischen der modernen Technik und diesem alten, magischen Spruch eine Verbindung geben. Möglicherweise auch eine Feindschaft. Vielleicht wollte die alte Magie die Technik zerstören und ihr damit beweisen, daß sie mehr konnte.

Bill zog die Fahrtür auf. »Nichts, wie?« sagte er und zeigte auf das Zündschloß. »Auch kein Schlüssel — oder?«

»Nein, die Raupe fuhr von allein.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Alles was recht ist, das begreife ich nicht.«

»Magie gewinnt über Technik. Ist doch einfach.«

»Klar. Jetzt brauchst du mir nur den Grund zu nennen, dann ist alles paletti.«

»Den weiß ich auch nicht.« Ich schwang die Beine herum. »Aber ich kann dir etwas anderes sagen, Bill.«

»Und was, bitte sehr?«

»Wir sehen aus wie die Schweine, die sich im Dreck gewälzt haben.«

»So ähnlich habe ich mich auch gefühlt.« Bill gab den Weg frei, damit ich aussteigen konnte. Maurice wartete einige Meter entfernt.

»Niemand hat oder will etwas bemerkt haben«, sagte er. »Keiner kommt, spricht uns an. Sind die Leute denn blind?«

»Das glaube ich nicht, sie werden mit ihrer Arbeit genug zu tun gehabt haben.«

»Dann wollen Sie den Fall auch nicht melden?«

»Nein.«

Der Belgier nickte mir zu. »Von nun an ziehe ich mich zurück. Mir ist der Fall zu heiß, verstehen Sie? Das ist jetzt Ihre Sache, Sinclair. Oder was meinst du, Bill?«

»Seit wann bist du so ängstlich?«

Reuven lachte. »Mir wäre es bald an den Kragen gegangen. Das habe ich schon öfter erlebt, dann aber wußte ich immer, mit welchen Gegnern ich es zu tun hatte. Diese hier kann ich nicht sehen, nicht riechen und nicht fühlen.«

»Würdest du uns wenigstens noch einige Auskünfte geben?«

»Worüber?«

»Zum Beispiel die Augen.«

»Bill, die habe ich nur gesehen, mehr nicht. Ich weiß nicht, wo sie

herkommen.«

»War da nicht noch etwas mit einem Kloster oder einem alten Mönch, den Sie kennen?« fragte ich.

»Ja.«

»Könnte man dort nachforschen?«

»Wenn Sie wollen.«

»Sie nicht?«

Er überlegte. »Ich weiß nicht so recht. Mich geht das eigentlich nichts an.«

»Hören Sie, Reuven. Der Mordanschlag hat auch Ihnen gegolten. Wollen Sie nicht wissen, wer sich dafür verantwortlich zeigt.«

Der Belgier grinste verschmitzt. »Das können Sie mir ja im nachhinein sagen, falls Sie es überstehen.«

»Machst du jetzt mit oder nicht?« fragte Bill scharf.

Reuven überlegte, bevor er nickte und eine einschränkende Antwort gab. Er zeichnete mit beiden Händen eine waagerecht verlaufende Linie durch die Luft. »Aber nur bis zu einer gewissen Grenze.«

»Wann ist die erreicht?«

»Das sage ich dir noch früh genug.«

»Du hast dich verändert, Maurice!«

»Man wird eben älter!« Er lächelte schmerzlich. »Der Leichtsinn der Jugend ist vorbei.«

Bill gab ihm recht und meinte nachfolgend. »Jedenfalls bin ich nur froh, daß du uns auf die Spur gebracht hast. Was sagst du dazu, John?«

»Klar, du hast recht. Wir werden das Geheimnis der Augen zu lösen versuchen. Allerdings nicht hier.«

»Klar.«

Maurice Reuven atmete ebenfalls auf, da er gespürt hatte, daß wir uns wieder auf den Rückweg begeben wollten. Die gewaltige Baugrube sah zwar aus wie immer, dennoch hatte sich etwas

verändert. Die Geräusche hielten sich in Grenzen. Die Kräne und Bagger bewegten sich kaum noch. Auch die Arbeiter hatten sich von ihren Plätzen zurückgezogen. Die unnatürliche Ruhe kam mir direkt komisch vor.

»Haben die schon Feierabend?«

»Nein, nur Pause«, erklärte der Belgier.

Wir gingen den gleichen Weg zurück, den wir auch gekommen waren. Über die feuchten, lehmbeschmierten Bretter am Rand der Grube. Linker Hand glitt die lange Auffahrt in die Höhe. Dort parkten drei Lastwagen. Sie waren beladen. Gerüste stützten die Wände. An einigen Stellen drückten Verschalungen gegen das Erdreich, um Beton hineinzugießen. Auch die Mischmaschinen arbeiteten nicht. Sie schwebten über den Verschalungen wie Beobachter.

Ich wußte selbst nicht, wie es kam, daß mir dieser Rückweg nicht gefiel. Es konnte nicht nur an der Arbeitspause liegen und an der anderen Geräuschkulisse, das mußte einfach etwas anderes sein. Bill kannte mich gut genug und bemerkte meinen Blick, den ich in die Baugrube hineinwarf, als würde ich dort etwas suchen. Er legte mir die Hand auf die Schulter.

»Hast du was, John?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber...«

»Mir gefällt es hier nicht mehr. Ich habe das Gefühl, von allen Seiten bedroht zu werden.«

Auch Maurice Reuven hatte die Worte gehört und drehte sich um.

»Wie meinen Sie das, Sinclair?«

»Keine Sorge, Monsieur, ich habe nur laut gedacht.«

Reuven war stehengeblieben. Mißtrauen stahl sich in seine Augen. »Ich weiß nicht so recht, Sinclair. Sie wollen mich nur beruhigen. Seit ich die Tafeln entdeckt habe und Bill den Text vorlas, ist vieles

anders geworden.«

»Was denn?«

»Wir werden verfolgt, nicht wahr?«

Ich lächelte schief. »Sehen Sie jemand?«

Reuven blickte sich vorsichtig um. Sein blassen Gesicht bekam dabei eine Gänsehaut. »Nein, ich sehe keinen. Aber es ist da. Es lauert, es hält uns unter Kontrolle.« Er hob seinen rechten Arm, streckte den Zeigefinger aus und deutete gegen den Himmel. »Schauen Sie sich mal die Wolken an. Haben die sich nicht verändert? Sind sie nicht dunkler, drohender geworden? Und dann der Wind. Er... erwar auf dem Hinweg noch nicht so stark. Er fährt in diese verdammte Grube, die mir plötzlich vorkommt wie eine Rattenfalle.«

Ich gab ihm keine Antwort. Im Prinzip hatte er recht. Es war nicht mehr so wie zuvor. Einiges hatte sich verändert. Die Wolken lagen plötzlich wie eine Wand über uns, und der Wind brachte nicht nur eine unangenehme Kälte mit, er schien auch aus zahlreichen Stimmen zu bestehen, die uns Warnungen in die Ohren flüsterten.

Mein Blick glitt an den Wänden hoch. Dort, wo die feuchte Erde schon getrocknet war, glitten Staubschleier entlang. Graugelbe Bahnen, lang wie Tücher, manchmal auch wallend.

Planen begannen zu flattern. Wir hörten ihre knatternden Geräusche. Eine Windhose bildete sich, kreiselte über den Boden und schleuderte Staub dicht wie Nebel hoch, so daß uns ein Großteil der Sicht genommen wurde. Das hier war nicht normal. Reuven hatte mit seiner Ansicht recht gehabt. Auch ich rechnete jetzt mit einem magischen Anschlag. Bill ebenfalls. »John, wir sollten sehen, daß wir hier wegkommen. Unsere Freunde scheinen zum zweiten Anschlag auszuholen.«

Der Staub verdichtete sich. Eine tanzende, wirbelnde Wand. Er floß an den Seiten der Grube entlang, bildete gewaltige Wellen und

erwischte auch uns, während es in der Grube allmählich Nacht wurde. Nicht nur von uns waren die Veränderungen bemerkt worden, auch die hier Beschäftigten zeigten sich irritiert. Ihre Schreie übertönten das Brausen des Windes, wir selbst sahen sie nicht, weil uns der Staub den größten Teil der Sicht nahm.

Etwas schlug mit einem lauten Krachen zusammen. Wir sprangen unwillkürlich zur Seite. Vor uns tanzten längliche Gegenstände innerhalb des Staubschleiers. Wahrscheinlich Gerüstbretter, die der Wind zerstört hatte.

Deckung fanden wir in der unmittelbaren Umgebung nicht. Gegen die Wand wollte ich mich auch nicht drücken, es erschien mir einfach zu gefährlich.

»Verdammt, Sinclair!« Reuven schüttelte mich durch. »Wissen Sie jetzt auch einen Ausweg?«

»Nein, noch nicht.«

»Ich renne, ich werde nicht länger...«

»Verdammt, weg! Haut ab!« Bill brüllte die Worte und stieß uns schon zur Seite. Er hatte als einziger von uns darauf geachtet, was an der linken Seite geschah.

Trotz der schlechten Sicht hatte er gesehen, daß sich aus dem tosenden Staub ein Schatten löste.

Er kippte nach unten, drehte sich dabei schwerfällig und verlor seine Ladung.

Der Lastwagen kippte. Wo er gestanden hatte, war die Auffahrt einfach weggebrochen, als hätte Regenwasser sie unterspült. Wir rannten um unser Leben. Hinein in den dichten Staub und nur von dem Gedanken beseelt, von dem schweren Truck nicht erwischt und zermalmt zu werden.

Wir schafften es.

Hinter uns schien die Hölle ihre Tore geöffnet zu haben. Der LKW krachte mit einem Donnergetöse zu Boden. In wie viele Teile er

zersprang oder zerrissen wurde, konnten wir nicht erkennen, jedenfalls passierte uns etwas Dunkles, Rundes. Torpedoartig jagte es, nur eine Körperlänge entfernt, vorbei, prallte gegen ein Hindernis, bäumte sich auf, kippte um und blieb auf der Seite liegen.

Ich hörte Bill laut fluchen. Auch er wollte nicht überfahren werden. Deckung konnten wir nicht finden. Wir rasten in den Staub und den Wind hinein. Er peitschte mit zahlreichen Armen gegen uns und hätte uns fast von den Beinen gerissen.

Überall rissen die Verkleidungen. Die krachenden und berstenden Geräusche zeigten an, daß sich allmählich die Verschalung löste. Wenn das geschah, hatte der Wind freie Bahn und konnte mit seiner Kraft die Wände abräumen.

Ein Motiv für diese gewaltige Attacke erkannten wir erst in dem Augenblick, als wir drei die Gestalt vor uns sahen, die dort stand, sich gegen den Wind stemmte und sich nicht rührte.

War es ein Mensch, war es ein Dämon?

Jedenfalls besaß er die Umrisse eines Menschen, aber eines war anders an ihm.

Er hatte neun Augen!

Ovale, die eine satanische Kälte ausstrahlten. Sie wurde auch nicht von den wallenden Staubwolken behindert. Die Augen verteilten sich an den gesamten Stellen des Körpers. Wenn ich mir Verbindungslinien hinzudachte, so kam eine Abbildung des Atomiums zum Vorschein. Auch Reuven hatte die Gestalt gesehen. Er streckte den Arm aus, stemmte sich geduckt gegen den Sturm und brüllte mit sich überschlagender Stimme: »Da sind sie! Da sind die verfluchten Augen! Ich habe sie schon einmal gesehen, ich...«

Der Fremde oder Unheimliche rührte sich nicht von der Stelle. Ich aber wurde aktiv. Wenn es tatsächlich die neun Höllenringe waren, kannte ich ein Gegenmittel.

Mein Kreuz!

Es klappte leider nicht mehr, die weißmagische Waffe hervorzuziehen, denn der Dämon zog sich zurück. Wir sahen noch, wie er seine Arme ausbreitete, hörten das finstere Heulen, vermischt mit einem hohen Kreischen, und einen Augenblick später war die Gestalt verschwunden. Es wirkte so, als hätte sie der Wind einfach weggerissen, um sie fortzutragen in ein unsichtbares Reich.

Wie der Körper eines tanzenden, sich gleichzeitig auflösenden Derwischs wurde er eins mit der gewaltigen Staubwolke und so von ihr verschluckt, daß nichts mehr zurückblieb.

Gleichzeitig flaute der Sturm ab. Die brausenden, heulenden Geräusche verloren an Lautstärke. Leise Töne wehten noch durch die große Baugrube. Staub und Dreck zirkulierten noch, aber auch er senkte sich allmählich dem Boden entgegen, so daß sich die Sicht wieder klären konnte.

Vor Bill und mir stand Maurice Reuven. Er war erschüttert, schüttelte den Kopf und konnte so gut wie nicht mehr sprechen. Erst nach einiger Zeit fielen ihm die passenden Worte ein. »Wir werden gejagt. Wir werden von ihm gejagt, dem Bösen...«

»Das ist richtig«, sagte ich.

Reuven spreizte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ab.

»Zweimal sind wir ihm entwischt, ein drittes Mal nicht mehr, das könnt ihr mir glauben. Ich habe ihn gesehen, die neun Augen, das müssen die Höllenringe einfach sein.«

»Reg dich ab, Maurice, noch leben wir!« Bill kümmerte sich um den Bekannten.

Ich konzentrierte mich derweil auf die Umgebung. Der Sturm hatte es tatsächlich geschafft und einen der auf der Zufahrt parkenden Lastwagen in die Grube geschleudert. Zu einem zerbeulten Klumpen deformiert, lag das Fahrzeug unweit von uns entfernt. Aber auch die Gerüste waren in Mitleidenschaft gezogen worden. An manchen Stellen fehlten sie völlig. Woanders wiederum hatte der Sturm sie

geknickt wie Streichhölzer.

Sirenen heulten. Der Alarmton schwang über die Grube hinweg. Ein Krahn war nicht umgefallen, sonst wäre die Katastrophe noch größer geworden.

Jetzt trauten sich auch die ersten Menschen aus ihren Deckungen. Von irgendwoher strömte ein gewaltiger Wasserstrahl in die Grube. Ich sah mehrere Vorarbeiter, die damit beschäftigt waren, Ordnung in die Reihen der Arbeiter zu bringen.

Es sollte zunächst nach Verletzten und möglicherweise auch Toten gesucht werden.

Um uns kümmerte sich keiner. So konnten wir endlich unseren Vorsatz in die Tat umsetzen und verschwinden.

Allerdings nicht ohne Schwierigkeiten. Der normale Weg war nicht zu benutzen. Schlamm und Lehm hatten ihn zugeschüttet. Sie waren kurzerhand aus der Mauer herausgebrochen.

Natürlich wurden wir entdeckt, doch man kümmerte sich nicht um uns. Die Männer hatten jetzt andere Sorgen. An der gegenüberliegenden Seite räumten vier Arbeiter gewaltige Holzbalken zur Seite. Unter ihnen hatte der Körper eines Kollegen gelegen. Der Mann bewegte sich nicht mehr. Es war nicht zu erkennen, ob er tot war.

Noch immer heulten die Sirenen. Ihr Klang tönte von der Höhe her in die Baugrube wie in einen Trichter. Die Wagen der Rettung waren zusammen mit den Fahrzeugen der Feuerwehr gekommen. Für unseren Aufstieg fanden wir einen anderen Pfad. Noch schmaler und rutschiger als der erste. Gegenseitig hielten wir uns fest. Zum Glück kam uns niemand entgegen. Von einer stehengebliebenen Holzplattform konnten wir dann weitersteigen und schafften es endlich, dieser verfluchten Grube zu entfliehen. Am Rand stehend, warf ich noch einen Blick zurück. Mein Blick fiel auf ein Chaos. Der kurze Orkan hatte schrecklich gewütet. Jetzt war von ihm nichts mehr

zu spüren. Selbst der normale Wind hatte sich beruhigt. Blau präsentierte sich der Himmel.

Maurice Reuven strich durch sein Haar. »Ein Traum«, keuchte er. »Ein verdammt Alptraum, der zur Tatsache geworden ist. Ich könnte heulen, verflucht.«

Um uns herum herrschte ein gewaltiger Wirbel. Das organisierte Chaos der Rettungsmannschaften. Wir vernahmen auch erste Kommentare. Man sprach allgemein von einer Windhose, hatte dafür jedoch keine Erklärung. So etwas war noch nie vorgekommen.

Einen letzten Blick warf ich zurück in die Grube, die fast zu unserem Grab geworden wäre. Dort hatte etwas Unheimliches gelauert und war freigekommen.

Neun Höllenringe, neun Augen und eine Person!

Wer steckte dahinter?

»Denkst du das gleiche wie ich, John?« fragte mich Bill.

»Bestimmt. Wir müssen an den Drahtzieher heran.«

Reuven hatte unser Gespräch gehört. »Verflixt, Bill, was schaust du mich so an?«

Der Reporter lächelte. »Keine Sorge, Maurice. Du brauchst dir keine Vorwürfe zu machen, aber auf dich trifft das Sprichwort zu. Mitgefangen — mitgehangen.«

»Was meinst du damit?«

»Daß wir gleich diesem Kloster einen Besuch abstatten.«

Reuven lachte. »So wie wir aussehen?«

»Natürlich nicht. Wir fahren in unser Hotel, reinigen uns, und du kannst meine Klamotten anziehen. Sheila hat mir genug eingepackt. Danach sehen wir weiter.«

»Weißt du, Bill, was ich an dir früher immer so sehr bewundert habe und heute überhaupt nicht mehr?«

»Nein.«

»Deine Action.«

Bill schlug dem Belgier auf die Schulter. »Entweder man hat's oder man hat's nicht.«

»Ich halte mich lieber an die letzte Möglichkeit...«

»Danke, es ist lieb von dir, daß du mich nach Hause gefahren hast. Allein wäre ich nicht in der Lage gewesen, einen Wagen zu steuern.«

»Das ist doch selbstverständlich, Ruth. Soll ich nicht mit hochkommen. In allen Ehren, versteht sich.«

»Das ist lieb, aber ich komme schon allein zurecht. Ich werde mich ins Bett legen und schlafen.«

»Dein Vater ist nicht da?«

»Er ist unterwegs. Wir haben Besuch aus England bekommen. Ein alter Bekannter meines Vaters.«

»Da werden sie in Brüssel viel zu sehen haben.«

»Das glaube ich auch.«

Sie hauchte Goubeau einen Kuß auf die Wange und stieg aus. Die Reuvs wohnten außerhalb der City in einer kleinen Siedlung. Sie war von einem einfallsreichen Architekt entworfen worden. Hinter Bäumen versteckt lagen die weißen, versetzten Fassaden mit den Sprossenfenstern. Der Vorgarten wurde von einem Gärtner gepflegt. Die Wege zeigten rote Pflastersteine, verzweigt führten sie zu den verschiedenen Eingängen der Häuser.

Ruth bewohnte ein Haus in der Mitte. Im ersten Stock teilte sie sich die Wohnung mit ihrem Vater. Die Tür brauchte sie nicht aufzuschließen, weil sie von einer Hausbewohnerin von innen geöffnet wurde. Die Frau grüßte freundlich und schaute Ruth besorgt an.

»Sie sehen aber schlecht aus, Mademoiselle Ruth.«

»Ich habe viel gearbeitet.«

»Nachtschicht?«

»Ja.«

»Ja, ihr bei den Zeitungen habt auch kein angenehmes Leben.« Sie gab endlich den Weg frei. »Dann schlafen Sie mal gut.«

»Danke.«

Hinter ihr rannte ein weißer Pudel aus dem Flur, der von Frauchen ausgeführt werden mußte.

Der Flur war vorzeigenswert. Große Fenster, weiße Treppen. Belegt waren sie mit einem roten Läufer.

Zwei Mieter teilten sich die erste Etage. Die ebenfalls weißen Türen lagen sich gegenüber.

Ruth schloß auf, betrat den schmalen Korridor und atmete erst einmal tief durch. Mit schlurfenden Schritten ging sie in den Wohnraum, schaute durch das große Fenster auf die grünen Baumkronen und zog dabei ihren Blazer aus. Sie ließ die Jacke auf einen Sessel fallen, überlegte, ob sie noch duschen sollte oder sich am besten gleich hinlegte. Ruth war einfach zu müde, jetzt noch in die Dusche zu gehen. Sie wußte aus Erfahrung, daß sie zwischenzeitlich aufwachte. Dann konnte sie immer noch ins Bett steigen.

Im Setzen schleuderte sie die Schuhe von den Füßen und ließ sich auf der Couch zurückfallen. Ihr Hinterkopf versank in dem großen Kissen wie in einer Welle. Kaum hatte sie die Haltung eingenommen, überkam sie das Gefühl zu schweben. Gleichzeitig drehte sie sich um. Eine Folge der Erschöpfung. Ihr fehlte die Ruhe.

Nur wollte der Schlaf seltsamerweise nicht kommen. Ruth lag auf dem Rücken und schaute mit offenen Augen gegen die helle Decke, wo sich der Schatten einer Halbkugelleuchte abzeichnete. Du mußt schlafen! hämmerte sie sich ein. Du brauchst nichts anderes zu tun, als die Augen zu schließen. Dann ist alles okay. Schließ die Augen, denk nicht mehr an die Erlebnisse und schlafe.

Obwohl Ruth diese Befehle mehrmals wiederholte, war es ihr nicht möglich, ihnen zu folgen. Sie schaffte es einlach nicht, die Augen zu

schließen. Die Erinnerung war einfach zu stark und gewaltig. Ständig kehrten die schrecklichen Bilder zurück.

Sie sah sich wieder allein in ihrem Büro, das offene Fenster und dann dieses Auge.

So grausam, so kalt, so gnadenlos!

Diesen Blick konnte sie einfach nicht vergessen. Er hatte sich regelrecht in ihr Erinnerungsvermögen hineingebrannt und würde dort wohl nie verlöschen.

Vielleicht später, wenn Monate oder Jahre vergangen waren, aber nicht jetzt. Die Erinnerung war einfach noch zu frisch. Im Haus war es ruhig. Aus dem Garten hörte sie das Bellen eines Hundes.

Es klang wie ein ferner Gruß. Über ihr lief jemand schnell durch das Zimmer.

Ein normaler Alltag, nichts Besonderes und dennoch völlig aus dem Lot gerissen.

Das Auge!

Plastisch stand es in ihrer Erinnerung. Sie sah schon wieder vor sich, wie es plötzlich im Raum schwebte und sie mit diesem satanischen Blick anschaute.

Nie zuvor hatte Ruth eine so übernatürliche Kälte und Grausamkeit erlebt. Der Vergleich mit einem optischen Seziermesser kam ihr in den Sinn. So zerlegte sein Blick ihre Seele.

Innen schwarz, vielleicht mit einem Hauch unterlegt und an den inneren Rändern einen rosafarbenen Streifen nachzeichnend. Alle Grausamkeiten der Hölle waren in diesem Blick vereint. Nein, das konnte sie nicht vergessen. Und es mußte einen Grund gehabt haben, sich ihr zu zeigen. Es wollte etwas von ihr. Möglicherweise hatte es eine Botschaft für sie.

Eine Botschaft...

War es das? Ruths Blick nahm plötzlich einen verhangenen und gleichzeitig einen gespannten Ausdruck an. Sie hatte etwas entdeckt,

das eigentlich nicht sein durfte, denn sie sah plötzlich nicht mehr den Schatten der Lampe an der Decke, sondern einen anderen Gegenstand. Das Auge!

Ruth lag unbeweglich. Sie hielt selbst den Atem an. Weder ihre Lippen noch ihre Nasenflügel bewegten sich. In diesen Momenten schien Ruth gestorben zu sein. Das Blut verließ ihr Gesicht und schuf einer kalkigen Blässe Platz.

Da war die Angst wie eine harte Würgekralle, die sich um ihre Kehle legte. Das Herz trommelte, und das Auge starrte so erbarmungslos auf sie herab.

Ja, es hatte eine Botschaft. Ruth wußte zunächst nicht, woher die Stimme kam. Es befand sich niemand außer ihr im Raum, und sie hörte diese Stimme auch nicht so, als würde jemand neben ihr stehen und sprechen. Sie drang in ihr Gehirn, nicht durch die Ohren, sondern war einfach im Kopf vorhanden.

Wer konnte mit ihr sprechen?

Es gab nur eine Möglichkeit. Das mußte einfach das Auge sein. Nichts anderes kam in Frage.

»Du hast mich schon einmal gesehen, jetzt bin ich zurückgekommen, denn du gehörst zu den Auserwählten...«

Was sollte das? Was redete diese Stimme da? Sie sah sich nicht als Auserwählte an. Sie war eine normale Frau, durch Zufall in diesen teuflischen Kreislauf hineingeraten. Das hatte nichts mit dem Auserwähltsein zu tun.

Dann »sprach« wieder das Auge. Es stand kalt und klar unter der Decke, ein Fanal, ein Zeichen des Bösen und ein Hinweis für die nahe Zukunft.

»Dein Leben ist vorbei. Es gehört jetzt mir. Wie das Leben vieler anderer in dieser Stadt auch. Wir sind die Gruppe, die das letzte Siegel lösen wird. Von dieser Stadt aus wird die höllische Revolution wie ein Sturmwind zuerst über das Land und

anschließend über die gesamte Welt hinwegbrausen. Das letzte Siegel, vor dem Nostradamus schon gewarnt hat, wird sich öffnen...«

Ruth begriff nichts. Sie wollte es auch nicht. Von diesen Prophezeiungen hatte sie noch nie zuvor etwas gehört. Sie klangen düster, furchterlich, so endgültig und apokalyptisch.

Sprach das Auge die Wahrheit? War es vielleicht der Teufel oder nur dessen Vorbote?

»Hast du mich verstanden, Ruth?«

»Ja, das habe ich.« Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß sie eine hörbare Antwort gegeben hatte. Dieser Umstand erschreckte sie. Durch die Antwort hatte sie zugegeben, daß sie die Erscheinung akzeptierte und sich mit ihr abfand.

»Du weißt Bescheid?«

»Ja.«

»Wenn du meinen Ruf hörst, wirst du ihm folgen, so wie ihm die anderen folgen werden. Ihr werdet euch an der Stelle sammeln, die ich auserwählt habe. Nur dort werden die Höllenkreise ihre wahre Macht einsetzen können. Dort ist der Ausgangspunkt, an diesem Ort gebe ich mein Zeichen. Ihn haben die Menschen damals auserwählt, um der Technik und der Forschung ein Denkmal zu setzen. Die Magie aber, die wahren Kräfte, die haben sie vergessen. Das wird sich furchtbar rächen. Wer diese Macht mißachtet, wird dafür bezahlen müssen.«

Es waren die letzten Worte des Auges. Ruth starrte es noch an, sah aber, wie es allmählich verschwamm, sich auflöste und auch die satanisch blickende Pupille zu einem kleinen Punkt zusammenschrumpfte, der in der Unendlichkeit zu verschwinden schien. Dafür erschien ein Schatten. Halbrund, in der oberen Hälfte gebogen wie ein Topfdeckel. Er malte sich auf der normalen Decke ab, ohne noch eine Spur auf dem Auge hinterlassen zu haben.

Ruth lag bewegungslos. An Schlaf verschwendete sie keine Gedanken mehr. Sie blieb auf dem Rücken liegen und dachte über das eben Erlebte nach. War es ein Traum gewesen, eine Einbildung oder eine Tatsache?

Die Sätze des Auges fielen ihr wieder ein. Seltsamerweise hatte sie sie nicht vergessen. Klar und deutlich waren sie in ihrer Erinnerung haften geblieben. Und das Auge war keine Halluzination gewesen. Sie hatte es kommen sehen, es hatte an der Decke gestanden und eine Botschaft überbracht, die Ruth innerlich so aufwühlte, daß sie nicht mehr in der Lage war, ihren Schlafvorsatz auszuführen. Trotz ihres langen Dienstes spürte sie innerlich keine Müdigkeit mehr. Sie war plötzlich hellwach, richtete sich auf und spürte auch den inneren Drang, den sie als ungewöhnlich bezeichnete. Sie spürte eine selten gekannte Aktivität, als hätten sie die Worte des Auges innerlich aufgeputscht.

Sie ging zum Schrank, wo ein kleines Kühlfach eingebaut war. Dort stand eine kleine Flasche Champagner. Ruth öffnete die Flasche und ließ das kostbare Gesöff in ein Glas rinnen. Dann leerte sie es mit einem Zug. Lässig drehte sich die Frau um, balancierte das Glas noch zwischen ihren Fingern und schritt auf den in der Nähe hängenden Spiegel zu.

Sie schaute sich an. Die Kleidung gefiel ihr nicht mehr. Sie wollte sich umziehen und bereit sein für das Böse, wenn es rief. Auch ihre Augen hatten einen anderen Ausdruck bekommen. Er kam ihr selbst fremd vor und war gleichzeitig doch so vertraut, denn sie erkannte etwas von dem darin, das sich auch in dem Auge befunden hatte. Einen kalten, brutalen Glanz, nichts Menschliches mehr, nur diese Härte und Gnadenlosigkeit.

Ebenso war auch ihr Lächeln. Nicht mehr warm und freundlich. Diese Frau war beeinflußt worden.

»Ja, ich werde deinem Ruf folgen«, sagte sie, wandte sich ab und

schenkte das Glas zum zweitenmal voll. Wieder leerte sie es mit einem Zug, lachte hart auf und stellte es zur Seite.

An ihren Vater dachte Ruth Reuven nicht mehr. Für sie gab es nur noch eines im Leben.

Das Auge!

Östlich von Brüssel, in Richtung auf die deutsche Grenze zu, liegt die Stadt Lüttich, auch Liege genannt. Sie liegt in einer Landschaft, die in zwei Weltkriegen all das Grauen kennengelernt hatte, wozu Menschen fähig waren.

Die Ardennen!

Eine manchmal unheimlich wirkende Landschaft, dann wieder sehr weich und romantisch. Ich hatte vor einiger Zeit hier einen meiner härtesten Fälle zu bestehen gehabt, als mir in einer alten Templer-Komturei der Blick ins Jenseits gelungen war. Heute verschwendete ich daran keinen Gedanken, denn unser Ziel war keine Komturei, sondern ein Kloster, in dem der Mönch lebte, der die schrecklichen Dinge vorausgesehen hatte.

Maurice Reuven fuhr. So ganz paßte es ihm nicht, daß er die Führung hatte übernehmen müssen. Wir sahen es seinem Gesicht an, er schimpfte aber nicht mehr, höchstens über irgendwelche Autofahrer, deren Fahrstil ihm nicht paßte.

Wir hatten von Reuven erfahren, daß unser Ziel ziemlich einsam lag. In einem höher gelegenen Tal, umgeben von bewaldeten Bergen, die dem Gemäuer einen natürlichen Schutz gaben.

Wir fuhren über alte Steinbrücken, tauchten ein in dunkle Wälder, rollten durch Dörfer, die aussahen, als wären sie von der Zeit vergessen worden, sahen Campingplätze, Wandergruppen und manchmal dicke Regenwolken am Himmel.

Einmal rollten wir dicht an der Eisenbahnlinie Köln-Brüssel entlang, verschwanden dann wieder in einem Tal, wo der Wald

rechts und links eine Düsternis bildete, die sich wie ein Schatten über unsere Köpfe legte.

»Wir sind gleich da«, sagte Reuven und schaltete einen Gang zurück. Er fuhr einen alten Peugeot 505, der bei Unebenheiten des Bodens schaukelte wie ein Boot.

»Was werden die Mönche sagen?« fragte ich.

»Sie sind eigentlich ganz freundlich. Ich habe bei meinem letzten Besuch mit ihnen einen zur Brust genommen.« Er lachte. »Das war vielleicht ein Zeug, kann ich Ihnen sagen. Da hoben sich die Zehennägel ab. Selbst gebrannt.«

»Welch einem Orden gehören sie an?«

»Keine Ahnung.«

»Wie?«

Reuven nahm die Hände vom Lenkrad und ließ sie wieder auf den Ring fallen. »Ich habe mich dafür nie interessiert.«

»Das kenne ich nicht von dir!« meldete sich Bill vom Rücksitz her.

»Ja, ich war früher anders. Da habe ich auch nicht diese Dinge erlebt. Es war auch ein reiner Zufall, daß ich in das Kloster geraten bin. Ich wollte einen Bericht schreiben. Das heißt, Ruth wollte es. Sie hatte den Job von ihrer Redaktion bekommen, sich im Lande einmal umzusehen, was es an alten Klöstern noch gibt. Da gibt es natürlich viel zu recherchieren. Da ich Zeit hatte, wollte ich ihr helfen. Das ist alles, mehr Beziehungen habe ich nicht zu den Klöstern. Da traf ich dann diesen uralten Mönch. Es war auch mehr ein Zufall. Eigentlich hatte er sich von den anderen ferngehalten, so aber konnte ich mit ihm sprechen. Und er warnte mich eben vor den Mordaugen, die ich tatsächlich eines Nachts sah.«

»Was sagten die anderen Mönche dazu?« fragte ich.

Reuven nickte wieder. »Nichts, überhaupt nichts. Ich habe dieses Thema erst gar nicht angesprochen, weil ich sie nicht mißtrauisch machen wollte, verstehen Sie?«

»So ungefähr.«

»Spielt auch keine Rolle mehr. Jetzt werden wir die Kameraden wohl einweihen müssen.«

Das Tal verengte sich noch mehr. Die Berge drückten. Sie wirkten auf mich drohend und finster, als würden sie nur darauf warten, über uns zusammenzustürzen. Der Nadelwald wuchs hier sehr dicht. Ein Durchkommen war so gut wie unmöglich. Der Fahrweg wurde immer schmaler, schien von beiden Seiten erdrückt zu werden. Manchmal sah er aus wie eine nie abreißende Welle, über deren Buckel der alte Peugeot schaukelte. Nach einer Viertelstunde änderte sich das Bild. Urplötzlich, wir hatten die Höhe mittlerweile erreicht, öffnete sich der Blick. Vor uns lag dieses Hochtal, in deren Mitte das Kloster stand. Welch ein Bild!

Der Himmel hatte sich zugezogen. Wolkenschleier, grau wie Asche, schlichen von Westen heran. Dazwischen lugte nur hin und wieder ein blauer Streifen hervor.

Noch grauer waren die Mauern des Klosters. Alt und wuchtig, dabei trutzig und mächtig mit einer in das Mauerwerk integrierten Kirche oder Kapelle, deren Stummel türm unter dem Ende offen war, so daß wir die dort hängenden Glocken erkennen konnten.

In der regenklaren Luft kam mir das Kloster vor wie ein altes Gemälde, das wir betrachteten, wobei wir uns selbst innerhalb des Bildes bewegten.

Langsam fuhren wir an unser Ziel heran.

»Na, Sinclair, wie gefällt Ihnen das?«

»Etwas unheimlich.«

»Den Eindruck halte ich beim erstenmal auch. Aber heute hat er sich noch verstärkt.«

»Wieso?«

»Keine Ahnung. Das Gefühl ist einfach da, verstehen Sie? Es ist so, als würde vor uns das Unheil lauern. Das Kloster sieht noch toter

aus, noch verlassenener. Ja, verlassen, als wäre kein Mensch mehr dort zugegen, als wäre ihnen nur die Flucht geblieben«, fügte der Belgier flüsternd hinzu.

Bill nahm es nicht so tragisch. »Willst du dir selbst Angst machen, Maurice?«

»Nein, ich sage nur, was ich fühle.«

Wir hatten den Weg längst verlassen und rollten über einen breiten Platz, auf dem das Unkraut kniehoch wuchs. Der Wind glitt über die dunklen Kämme der Hügel hinweg. Er streichelte das Gras, spielte mit ihm und fuhr auch rauschend in die Kronen der Bäume. Manche Klöster waren gebaut wie Burgen. Mit Wehrgängen und Wehrtürmen und auch dicken, schützenden Mauern, die die innenliegenden Hauptgebäude abschirmten.

Das war hier nicht der Fall. Dieses Haus war kompakt gebaut worden. Es besaß einen großen Eingang, ein Holztor, in dessen Nähe Maurice den Wagen ausrollen ließ.

»Aussteigen, Freunde, wir sind da.«

Bill kam auf mich zu. Er hatte eine Gänsehaut bekommen. Sein Blick war etwas unstet.

»Was hast du?«

»John, irgendwie gefällt mir das nicht. Ich habe das Gefühl, in eine Falle zu gehen.«

»Wieso?«

»Kann ich dir nicht sagen. Vielleicht wirkt das Bauwerk auf mich einfach zu tot.«

»Den Eindruck hatte ich bei meinem ersten Besuch auch«, meinte Maurice.

»Und?«

Der Belgier grinste und zündete sich dabei noch eine Zigarette an. »Ich war beobachtet worden. Man hatte mich längst gesehen. Diese Fenster sind wie Verstecke, in denen die heimlichen Beobachter

lauern und auf die Besucher warten.«

»Du kannst sagen, was du willst, Maurice, aber sehr zugänglich scheinen die Mönche nicht zu sein.«

»Sie leben eben sehr einsam.«

Auch ich war skeptisch geworden. Auf mich machte diese einsame Gegend keinen positiven Eindruck, wie es eigentlich hätte sein müssen. Hier war alles düster, nicht nur vom Wetter her. Ich bekam den Eindruck, als würde sich die Dunkelheit einer verdammten Seele über den Klostermauern widerspiegeln. Kein Ort der Freude. Bill schob seinen Bekannten auf die Tür zu. »Du kennst dich hier aus, Maurice. Klingele mal.«

»Das gibt es hier nicht.«

»Wieso?«

»Man muß klopfen.«

»Dann mach.«

Der Klopfer bestand aus Eisen. Er hing in Griffhöhe sei tl ich an der Tür. Als Motiv zeigte er Kopf und Gesicht eines Mannes. Maurice packte ihn, fluchte, zog die Hand sofort wieder zurück und sprang einen Schritt nach hinten. Dann preßte er seine Handfläche gegen den rechten Innenschenkel. »Verdammt noch mal, das ist...«

»Was denn?«

Reuven verzog das Gesicht. »Heiß wie eine Herdplatte, Bill.« Er zeigte seine Hand. Wir sahen nicht nur die roten Flecken, selbst das Gesicht war teilweise in die Haut eingebrannt. Klar, daß Reuven einen Schreck und den Schmerz bekommen hatte.

»Ich werde es machen!« Mein Kreuz hatte ich schon hervorgeholt, berührte damit den Griff und lauschte dem Zischen nach, das sich anhörte, als wäre kaltes Wasser auf eine heiße Herdplatte gefallen. Dampf entstand nicht. Ich drehte mich um, sah Bills Nicken und auch Maurice, der langsam näher kam, Unglauben im Blick. Fahrrig wischte er über seine Stirn.

»Schwarze Magie«, sagte ich.

»Und Sie haben sie weggeschafft?«

»So ist es.«

Er schaute auf das Kreuz. »Allmählich komme ich nicht mehr mit, Sinclair. Wer sind Sie?«

»Polizist.«

»Das glaube ich nicht. Oder nicht nur.«

Ich winkte ab. »Egal. Ich möchte nur sagen, daß dieses Kloster wohl nicht mehr so ist oder Sie es nicht mehr so vorfinden, Monsieur Reuven, wie Sie es einmal verlassen haben.«

Er zeigte sich irritiert. »Können Sie sich da nicht deutlicher ausdrücken, Sinclair?«

»Das werden wir gleich erleben.«

»Wie...?«

Bill zog den nervös gewordenen Belgier zurück, der seine verbrannte Handfläche rieb und mir zuschaute, wie ich gegen die Tür drückte, die plötzlich aufschwang.

Es hatte überhaupt keinen Widerstand gegeben. Sie lud uns ein, das Kloster zu betreten.

War es von außen schon düster gewesen, so setzte sich diese Düsternis im Innern fort. Wir hatten den Eindruck, in einen tiefen Schatten zu laufen, der sich bewegte und voller Leben zu sein schien. Es brannte kein Licht, durch die Fenster fielen lange, graue Streifen, die sich vom dunkleren Steinboden abhoben und wie Fahnen wirkten. Staub lag in der Luft. Ich schmeckte ihn auf der Zunge. Die Kühle ließ mich frösteln.

Ich war als erster gegangen und blieb in der kahlen Halle stehen. Mein Blick glitt in die Runde.

Mich störten schon die hellgrauen kahlen Wände, und ich sah plötzlich einen helleren Abdruck, der genau die Form eines großen Kreuzes besaß. Der Grund lag auf der Hand: Hier hatte einmal ein

Kreuz gehangen. Es war abgenommen worden.

»Erinnern Sie sich an das Kreuz?« fragte ich Reuven. Beide lauschten wir dem Klang meiner Stimme nach.

Er nickte. »Da... da hat es gehangen.«

»Weshalb hat man es weggenommen?« fragte Bill.

Ich hob die Schultern und antwortete gleich mit einer Gegenfrage.

»Warum kommt niemand, um uns zu begrüßen?«

»Gibt es keinen?«

Ich schaute gegen die hohe Decke. »Das ist möglich. Vielleicht haben die Mönche die Gefahr erkannt und sind verschwunden. Geflohen vor dem Bösen, was weiß ich.«

»Vor den Augen?«

»Kann sein.«

»Sollen wir wieder verschwinden?« Reuven schaute sich ängstlich um.

»Mir ist es hier unheimlich. Außerdem bin ich ein verbranntes Kind, im wahrsten Sinne des Wortes.« Er grinste verzerrt.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, Monsieur Reuven, wir werden das Kloster durchsuchen.«

»Was versprechen Sie sich davon, wenn niemand hier ist?«

»Möglicherweise ist noch einer geblieben.«

»Wer denn?«

»Ihr Mönch, mit dem Sie gesprochen haben. Wie hieß er noch gleich?«

»Er nannte sich Gabaon.«

»Ein ungewöhnlicher Name.«

»Ja, das stimmt.« Reuven hob die Schultern. »Ich möchte Ihnen jetzt die ganze Wahrheit sagen. Ich wußte ja nicht, wie sich noch alles entwickeln würde.«

»Bitte.«

»Ich kenne den Orden, der hier seine Wohnstatt gehabt hat. Es

waren keine normalen wie die Dominikaner oder die Redemptoristen oder Zister...«

»Weiter...«

»Hier lebten die...« Reuven schaute uns noch einmal an, bevor er leise weitersprach. »Die Katharer.«

Er erwartete von uns eine Antwort, vielleicht eine Erklärung. Die konnten wir ihm so rasch nicht geben, obwohl ich den Namen schon gehört hatte. Bill erging es nicht anders. Das erkannte ich an seinem Gesichtsausdruck. »John, kannst du damit etwas anfangen?«

»Ich glaube schon.«

Er verzog das Gesicht. »Ich auch, aber...«

»Jetzt fällt es mir wieder ein. Katharer heißt, übersetzt aus dem Griechischen, die Reinen. Sie waren eine mittelalterliche Sekte bis zum 15. Jahrhundert. Sie wollten die reine Lehre wiederherstellen. Gelebt haben sie im westlichen und südlichen Europa. Die Katharer glaubten an zwei Gottheiten. Der gute Gott schuf die himmlische Welt und den himmlischen Menschen, der böse Gott schuf die materiellen Elemente und aus ihnen alle sichtbaren Dinge. Soweit ich informiert bin, waren sie auch Feinde des Grals.«

»Also gegen die Templer?«

»So ist es.«

Bill verzog den Mund. »Von wegen ausgestorben. Höchstens ausgeflogen, wie du hier siehst.«

»Noch haben wir keinen Beweis.«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Wollen Sie den Mönch wirklich noch suchen?« fragte Reuven.

»Was dachten Sie denn? Wo haben Sie ihn denn gesprochen?«

»In seiner Zelle.«

»Den Weg dorthin kennen Sie bestimmt.«

»Natürlich.«

»Dann gehen Sie vor, bitte.«

Er schaute mich mit einem Blick an, als wäre ich derjenige gewesen, der ihn zur Hinrichtung geführt hätte. Reuven zog den Kopf ein. In seinem Nacken spannte sich die Haut. Bei jedem Schritt atmete er schnaufend. Der Mann hatte Furcht. Ich konnte es ihm nicht einmal verdenken. Wir durchquerten die Halle, die nicht einmal ein Möbelstück aufwies. Die Kälte spürte ich nicht nur körperlich, sie war auch im Innern zu merken. Auf dem Steinboden lag eine dünne Staubschicht. Sie wurde von unseren Schritten hochgewirbelt.

Um die Halle verlassen zu können, mußten wir unter einem Rundbogendurchgang herschreiten. Dahinter lag, eingebettet in einer fast tiefen Finsternis, ein Gang.

Reuven blieb stehen. »Ich gehe nicht mehr weiter«, sagte er. »Das ist mir zu dunkel.«

Ich schaltete die Lampe ein. »Besser?«

»Ja, etwas.«

»Dann gehen Sie weiter.«

Ich hielt mich an seiner Seite. Links hingen Bilder an der Wand. Wenn der Lampenstrahl über sie hinwegstrich und sie allmählich und der Reihe nach aus dem Dunkel hervorholte, hatte ich den Eindruck, als würden die Köpfe leben. Die Motive zeigten nur Portraits. Möglicherweise die der Mönche, die einmal hier gelebt hatten. Die Männer blickten durchweg finster. Viele von ihnen trugen wallende Barte. Besonderes Gewicht hatten die Maler auf die Augen gelegt und die obere Gesichtspartie. Sie sahen immer düster aus.

An der rechten Seite begannen eine Reihe von Türen. Dahinter lagen die Kammern oder Zellen der Mönche.

»Da haben sie gelebt!« flüsterte Reuven.

»Auch Gabaon?«

»Nein, der wohnte woanders. Sie haben ihn von sich abgesondert.«

»Was war der Grund?«

Reuven tippte gegen seine Stirn. »Er... er soll angeblich nicht

richtig im Kopf gewesen sein.«

»Dennoch hat man Sie mit ihm sprechen lassen.«

»Darüber wundere ich mich auch. Die Mönche müssen einen Grund gehabt haben. Leider habe ich ihn nicht herausfinden können.«

Wir hatten mittlerweile die erste Tür fast erreicht. Ich drehte den rechten Arm und strahlte dorthin, wo die Tür und der Fuß fast zusammentrafen und nur einen schmalen Spalt freiließen.

Die Tür war nicht ganz geschlossen. Zuerst dachte ich an eine Täuschung oder Spiegelung, dann leuchtete ich noch einmal hin, und meine Begleiter entdeckten es im gleichen Augenblick. Aus dem offenen Türspalt schaute eine gekrümmte, bleiche Hand hervor!

Maurice Reuven stieß einen Schrei aus. Er ging einen Schritt zurück, umfaßte Bills Arm und flüsterte: »Meine Güte, der ist tot!«

Ich kümmerte mich nicht um die beiden, stand schon an der Tür und drückte sie nach innen.

Das Licht erfaßte einen leblosen Körper. Er lag auf der Seite. Wie ausgeschnitten wirkte das verzerrte Gesicht mit der spitzen Nase und dem halb offenen Mund. Der Tote trug noch seine Kutte. Der Stoff besaß eine rotbraune Farbe, um die Hüfte war eine sandfarbene Kordel geschlungen.

Ich bückte mich und untersuchte den Toten. Starr und kalt war er. Die Haut sah aus wie gelbweißer Wachs. Ich konnte keine äußerlichen Verletzungen erkennen und wußte deshalb nicht, wie er ums Leben gekommen war.

Mein Blick fiel in die Zelle.

Sie zeigte eine sehr spartanische Einrichtung. Ein Holzbett, ein Tisch, einen Schrank, zwei Stühle, eine Kanne mit Wasser. Elektrisches Licht war nicht vorhanden, dafür ein sehr schmales Fenster, in der Höhe nicht größer als ein halber Männerann. Der graue Streifen Licht, der sich seinen Weg in die Düsternis der Zelle

bahnte, verdiente den Namen nicht einmal. Ich kam wieder hoch. Hill und Maurice standen in der offenen Tür.

»Nichts zu machen«, sagte ich.

»Hast du nicht erkannt, woran er gestorben ist?« fragte mein Freund.

»Nein.«

»Vielleicht ein Herzschlag«, flüsterte Reuven.

»Kann sein. Aber sehen wir weiter.« Als ich vorgehen wollte, hielt Bill mich fest. »Glaubst du, daß er nicht der einzige ist?«

»Ich befürchte es fast.«

»Das kann doch nicht sein«, flüsterte der Belgier. »Alle tot. Das will ich nicht glauben.«

»Noch haben wir keinen Beweis.« Ich ging weiter, drehte mich scharf nach rechts und steuerte auf die zweite Tür zu.

Sie war zwar geschlossen, aber nicht versperrt. Auf Druck schwang sie lautlos in die Zelle hinein, die ich mit meiner Halogenleuchte ausstrahlte. Der Mönch lag auf dem Bett. Es sah wirklich aus, als würde er schlafen, doch mir gefiel seine Haltung nicht. Einen Arm hielt er ungewöhnlich verdreht. Er war über die Kante seines Lagers hinweggekippt, die starren Finger berührten mit ihren Spitzen den kalten Steinboden, als wollten sie dort etwas wegkratzen.

Ich trat trotzdem an das Lager heran und leuchtete an dem dunklen Haar des Mannes vorbei in dessen Gesicht, wo die Haut den gleichen wächsernen Ausdruck zeigte wie bei dem ersten Toten. Als ich mich umdrehte, flüsterte Reuven mit ahnungsvoll klingender Stimme: »Das war der zweite.«

»Gehen wir weiter«, sagte Bill. Er hatte diesmal die Führung übernommen und fand auch den dritten Toten. Der Mönch hockte auf einem Stuhl. Mit dem Oberkörper war er nach vorn gefallen, die Stirn berührte die Holzplatte des Tisches.

Auch hier die bleiche Totenfarbe, und auch hier entdeckten wir

keinerlei Anzeichen von Gewalt.

»Wie können sie nur gestorben sein?« sinnierte Bill Conolly. Er hatte plötzlich eine Idee und schaute mich an. »Vielleicht durch Gift? Kann man sie vergiftet haben?«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

»Aber wer macht so etwas?« fragte Maurice, der sichtlich Mühe hatte, die Fassung zurückzugewinnen.

»Wir wissen es nicht«, erwiderte ich. In den folgenden Minuten durchsuchten wir auch die nächsten Zellen und landeten sie von Toten belegt.

»Wissen Sie eigentlich, Maurice, wie viele Mönche in dem Kloster gelebt haben.«

»Keine Ahnung.«

»Bisher haben wir neun Tote gefunden«, sagte Bill.

»Und neun Kugeln besitzt das Atomium«, fügte ich hinzu. »Befand sich Gabaon auch unter den Toten?«

»Nein.«

»Dann können wir also davon ausgehen, daß er noch lebt«, murmelte ich.

»Oder rechtzeitig geflohen ist«, meinte Bill. »Stimmt. Trotzdem möchte ich das Kloster durchsuchen. Es gibt doch nicht nur die Zellen. Bestimmt auch mehrere Etagen und Keller, nicht wahr, Maurice?«

»Kann schon sein.«

Er wollte nicht, das war ihm anzumerken und auch verständlich. Dieses Kloster war ein großes Grab, ein Ort des Todes, aber auf Empfindungen konnten wir jetzt keine Rücksicht nehmen.

»Also, wo haben Sie mit ihm geredet?«

»Im... im Keller.«

»Dann gehen wir dahin. Kennen Sie noch den Weg?«

»Ja«, wisperte er. Maurice ging vor. Wir schritten tiefer hinein in

die Kälte zwischen den Klostermauern. Düstere Gänge schluckten uns. Wir schauten hin und wieder in Räume oder Kammern hinein, aber nicht in die Wohnzellen der Mönche. Wir entdeckten eine primitive Küche. Gekocht wurde noch über einer offenen Feuerstelle.

»An diesem Kloster ist die Zeit tatsächlich vorübergegangen«, sagte Bill.

»Wer war eigentlich der Abt?«

Reuven hatte die Frage ebenfalls gehört. Er blieb stehen und drehte sich langsam um. »Muß ich das noch sagen?«

Bill begriff. »Gabaon?«

»Ja, er sagte es mir. Er hat das Kloster geleitet. Er war ein sehr intelligenter Mensch und verfügte über ein immenses Wissen. Nicht umsonst wurde er zum Abt gewählt.«

»Weshalb wurde er dann so seltsam?«

»Möglicherweise hatte er den Durchblick«, vermutete Reuven. »Er suchte einen Vertrauten, den er wohl unter den Mönchen nicht fand. Deshalb wird er auch mich eingeweiht haben.«

Das war zumindest eine gute Möglichkeit. Ich drückte uns die Daumen, daß wir ihn auch fanden. Wenn mir die Lage des Klosters noch bewußt war, befanden wir uns auf dem Weg zur Kartelle. Aber in der Kirche hatte Maurice nicht mit ihm gesprochen.

»Wir müssen tiefer«, flüsterte er, »in den Keller. Da habe ich mit ihm geredet.«

Der nächste Weg führte uns durch einen schmalen Gang. Kahle Mauern engten uns ein. Nur an der linken Seite befanden sich schmale Fenster. Sie lagen aber so hoch, daß keiner von uns hindurchschauen konnte. Dann erreichten wir eine Treppe. Sie war sehr breit und führte in einem weiten Linksbogen in die Tiefe, wo die grauen Stufen mit der Finsternis eins wurden. Man konnte das Gefühl bekommen, in eine gewaltige Krypta zu steigen, in ein

riesengroßes Grab, in dem Hunderte von Toten lagen, wobei die Gebeine ein wirres Durcheinander bildeten. Diesmal ging ich vor und strahlte auch die Stufen an. Der helle Schein fiel auf die Treppe und wurde von dem kalten Gestein reflektiert. Jede Stufe wirkte wie geputzt. Über uns wölbte sich die Decke. Sie war nur mehr eine weißgraue Fläche, ziemlich blaß, wie mit Lauge abgewaschen. Zum Ende der Treppe hin wuchsen die Wände wieder zusammen. Ein alter Gang oder Tunnel starrte uns an. Die Luft war nicht nur kälter geworden, sondern auch feuchter. Sie roch nach Moder. Der Vergleich mit einer Gruft stimmte immer mehr. Ich drehte mich um. Schwach hoben sich die Gestalten meiner Freunde von den Stufen ab.

»Hier unten war es?« fragte ich.

»Ja.« Maurice deutete auf den Stollen. »Da hinein, dann erreichen wir einen Quergang. Dort liegen die Kammern.«

»Okay.«

Der Quergang war niedriger und sehr eng. Mit den Haaren strich ich unter der Decke entlang.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte Maurice leise hinter mir. »Nur bis zur Holztür.«

Auf sie fiel bereits das Licht meiner Lampe. Die Tür war sehr niedrig. Um sie passieren zu müssen, hätte ich mich schon tief ducken müssen. Das Schloß zeigte sehr viel Rost. Ich glaubte nicht daran, daß es noch funktionierte.

Mit ein wenig Gewaltanwendung schaffte ich es, die Tür aufzuziehen. Licht gab es auch hier nicht, ich leuchtete mit der Lampe, starrte auf ein leeres Strohlager, das erbärmlich stank, und entdeckte die Reste eines zerbrochenen Kreuzes.

Was war hier geschehen?

»Ist er da?« wisperte Maurice.

»Nein, die Zelle ist leer.«

»Dann hat es ihn auch erwischt.«

»Das ist so lange unklar, bevor wir nicht die Leiche gesehen haben«, erwiderte ich und zog mich wieder zurück. »Ich glaube schon, daß Gabaon eine gewisse Rolle gespielt hat und auch noch spielen wird.«

»Wo könnte er noch sein?« fragte Bill.

Da war guter Rat teuer.

Ich hatte eine Idee. »In der Kapelle haben wir noch nicht nachgeschaut. Wie wäre es damit?«

»Ja, gut.«

»Und Sie, Maurice?«

»Meinetwegen.«

Wir gingen wieder zurück. Niemand kam uns entgegen. Wir hörten überhaupt nichts, nur unsere eigenen Schritte. Der Weg zur Kapelle war leicht zu finden.

Vom Kloster her gab es einen direkten Zugang, eine schmale Tür, dunkel gestrichen, die ich aufzog. Mir wehte nicht nur kühle Luft entgegen, auch der Geruch nach verbrannten oder brennenden Kerzen. Mit vorsichtigen Schritten und angehaltenem Atem betrat ich die kleine Kapelle.

Bill und Maurice folgten mir. »Das kann nicht sein«, flüsterte der Belgier.

»Himmel, was ist denn hier geschehen?«

Ich brauchte die Lampe nicht. Jemand hatte genügend brennende Kerzen aufgestellt, um dem Raum Licht zu geben. Es war ein unheimliches Licht. Ein dauerndes Wechselspiel zwischen Helligkeit und Schatten.

Wind bewegte die Kerzenflammen. Er drang durch die schmalen Fenster, spielte mit ihnen, bog sie, ließ sie tanzen und flackern. Die Kerzen waren nicht willkürlich aufgestellt worden. Sie standen so, daß sie praktisch einen Weg einrahmten, der von der Tür her zum

Altar führte oder zu dem, was noch von ihm übriggeblieben war. Christliche Symbole sah ich nicht mehr. Falls sie noch vorhanden waren, so hatte man sie zerstört. Zerschmetterte Statuen, zerbrochene Kreuze. Auf dem Altar, lag ein Mensch!

Er hatte die Arme ausgebreitet, die Beine noch vorgestreckt, so daß seine Fußsohlen den Boden berührten. Sein Gesicht war nicht zu erkennen. Der Mann war mit einer dunklen Kutte bekleidet, die Füße steckten in schlichten Schuhen. Sie besaßen eine Sandalenform.

»Ist er das?« fragte ich.

Maurice nickte mit angespanntem Gesicht. »Ja«, hauchte er, »das ist der Abt Gabaon...«

Auch er sah aus, als wäre er tot. Wenn er noch lebte, dann mußte er uns gehört haben. Jedenfalls rührte er sich nicht, schien aberdarauf zu warten, daß wir zu ihm kamen.

Ich konnte leider nicht feststellen, ob er noch atmete. Zwar bewegte sich seine Kutte über der Brust, wo sie auch Falten geworfen hatte, dafür aber zeigte sich der Wind verantwortlich, der durch die scheibenlosen Fenster wie der Atem aus einer anderen Welt strich.

»Bleibt ihr zurück«, sagte ich und schritt den vom flackernden Kerzenlicht flankierten Weg auf den Altar zu.

Auch an mir waren die letzten, unheimlichen Ereignisse nicht spurlos vorübergegangen. In meinem Innern breitete sich eine lastende Spannung aus. Der Druck stieg immer mehr an. Er bahnte sich seinen Weg bis zur Kehle hoch, wo er mir das Atmen erschwerte. Von beiden Seiten streifte mich die Wärme des Kerzenscheins. Ansonsten war es in dieser Kapelle kalt.

Es war ein schlichter Altar. Der rechteckige Block stand auf einer breiten Stufe. Ich hob das rechte Bein etwas an, ging noch ein Stück vor und blieb dicht vorder rücklings auf der Platte liegenden Gestalt stehen. War sie auch tot?

Mit kleinen Schritten schob ich mich an ihr vorbei und ging auf die rechte Seite.

Im letzten Restschein des Kerzenlichts schaute ich in ein düster wirkendes Gesicht mit geschlossenen Augen und einem offenstehenden Mund. Die Haut war dünn. Man schien sie im nachhinein über die Knochen gezogen zu haben. Lippen waren kaum zu erkennen, am Hals traten die Adern dick wie Stränge hervor.

Alle anderen toten Mönche hatten die Augen geöffnet gehabt. Dieser hier nicht. Ich berührte eine Hand. Die Haut fühlte sich rauh an wie altes Papier. Sie war zwar kühl, aber nicht kalt und leichenstarr. Lebte er noch?

Meine sanfte Berührung schien so etwas wie eine Initialzündung gewesen zu sein, denn die Augenlider bewegten sich, sie zuckten. Linen Moment später öffnete Gabaon die Augen.

Er starrte mich an.

Ich schaute ihn an, versuchte in den grauschwarzen Pupillen etwas zu lesen wie Überraschung, Freude oder auch Ärger. Nichts dergleichen. Der Blick kam mir eher prüfend vor.

Ich drehte den Kopf und gab den beiden Männern dabei ein Zeichen mit der Hand.

»Er lebt.«

»Das gibt's nicht«, hauchte Maurice.

»Kann er reden?« fragte Bill.

»Ich weiß nicht.«

Die beiden hielt nichts mehr. Ich kümmerte mich um den Mann und stellte ihm die entscheidende Frage: »Bist du Gabaon, der Abt des Klosters?«

»Ja, der bin ich.«

»Du weißt, was mit den anderen geschehen ist?«

Er fing an zu lachen. Nur war es kein richtiges oder echtes Lachen. Mehr ein hohles, fast schon irr klingendes Kichern, das wie eine

Botschaft der Decke entgegenschwang. Dann brach das Lachen ab.
»Hilf mir, mich aufzurichten.«

Ich stützte ihn ab. Bill und Maurice schauten zu. Sie sahen in das Gesicht eines alten, sich aufrichtenden Mannes, der schon Greisenhaftes an sich hatte. Die Haare waren weniger geworden. Sie flatterten strähnenhaft um seinen mageren Schädel. Über der leicht gekrümmten, scharf wirkenden Nase wuchsen die blassen Augenbrauen zusammen, so daß der Blick etwas Stechendes bekam.

»Sie sind tot, nicht?« fragte er mit seiner krächzenden Stimme, als hätte er Staub in der Kehle.

»Ja.«

»Man kann das Böse nicht stoppen. Wenn die Zeiten reif sind und das letzte Siegel gebrochen wird, dann dringt es in die Welt und übernimmt sie. Ihr könnt nichts tun, gar nichts...«

»Wer ist das Böse?«

Er schaute mich an und lachte wieder schrill. »Kennst du es nicht? Schau dich um, es hat alles zerstört. Es ist in die Mauern der Reinen hineingekommen und hat von uns Besitz ergriffen. Das Böse ist überall, man muß nur genau hinschauen. Wir Katharer kannten zwei Gottheiten, wir vertrauten auf die gute, dies ist uns nicht gelungen, die andere war stärker. Die Hölle...«

»Hat sie deine Brüder getötet?«

»So ist es.«

»Und du hast die Kerzen angezündet.«

»Eine Erinnerung an sie.«

»Es waren neun lote, und neun Höllenringe sowie neun Augen hat es gegeben.«

»Die Apokalypse.«

»Woher weißt du das alles?« fragte ich.

Er winkte mit einer müde wirkenden Bewegung ab. »Früher hat man Menschen wie mich Schriftgelehrte genannt. Heute werde ich

von den meisten ausgelacht. Aber ich habe recht behalten. Die Hölle wird hier ein Exempel statuieren. Ich weiß es, und ich wollte meine Botschaft in die Welt hinaustragen, doch wir lebten hier wie in einem Grab. Dann kam er.« Gabaon wies mit dem mageren Zeigefinger auf Maurice. »Ihm vertraute ich mich an. In der Hoffnung, daß er etwas unternehmen würde.«

»Das hat er getan. Er holte uns.«

Mich traf ein prüfender Blick. »Wer bist du?«

Ich überlegte mir die Antwort gut. »Ein Mann, der den Mächten der Finsternis den Kampf angesagt hat.«

Mich traf ein prüfender Blick, der sich in den folgenden Sekunden veränderte. Er wurde mißtrauisch, beinahe feindlich. In den Schächten der Pupille glühte es auf, da war etwas von einem Haß zu spüren, dem Anprall einer stummen, aber sehr starken Feindseligkeit, dem Aufruhr einer Seele, die sich umkehren wollte, und der alte Mönch kam mir vor wie ein Todfeind.

Seine Antwort aber beinhaltete das Gegenteil dessen, was ich an ihm zu erkennen glaubte. »Ja, das ist gut«, sagte er leise und jedes Wort betonend. »So habe ich dich auch eingeschätzt. Als einen Mann, der den Teufel nicht fürchtet.«

»Weißt du mehr über ihn?«

»Den Teufel?« Gabaon lachte. »Ja, der Teufel ist mächtig, er ist überall.«

»Wie in diesem Kloster. Oder wer hat sonst die neun Männer getötet? Das kann nur der Satan gewesen sein.«

»Es gibt viele, die ihm helfen«, flüsterte Gabaon zurück. »Nicht jeder Katharer kann seine seelische Reinheit für immer behalten. Manchmal ist der Druck einfach zu stark.«

»So war es auch hier, nicht?« fragte Bill jetzt.

»Möglich.«

»Und wie sind sie gestorben? Wir haben an ihnen keine

Verletzungen feststellen können.«

Der alte Abt schaute uns mit einem stummen Vorwurf in den Augen an, bevor er anfangen zu lächeln. »Gibt es nicht unzählige Möglichkeiten, die der Satan hat, um sich der Menschen anzunehmen?«

»Vielleicht«, gab ich zu. »Dennoch hätten wir es gern gewußt.«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Gabaon, bewegte seinen Kopf und ließ sich vom Widerschein der Kerzen umschmeicheln. »Ich bin nicht der Teufel...«

Mir kam es so vor, als hätte er ein leides vergessen. Aber ich wollte nicht ungerecht sein. Vielleicht war ich einfach zu voreingenommen. Es wunderte mich auch, daß er überlebt hatte und die anderen Menschen gestorben waren.

Er rutschte von der Altarplatte und schaute gegen das Fenster. Marmorn kam er mir vor, eine nachdenkliche Gestalt, die überlegte und den Blick in weite Fernen geschickt hatte, als gäbe es dort ein Bild, das nur ersah.

»Neun Augen«, sagte ich. »Neun Augen haben sich gezeigt. In den Kugeln des Atomiums. Neun Mönche sind gestorben, und neun Höllenringe stehen den acht Paradieskreisen gegenüber. Die Zahl neun, Gabaon. Wie entscheidend ist sie?«

»Sehr!«

»Wie sehr?« Ich war hinter ihn getreten und halte meine Hände auf seine Schultern gelegt. Bill Conolly und Maurice Reuven schauten uns an, ohne einen Kommentar zu geben.

Unter meinen Fingern und der dünnen Kleidung spürte ich seine dünne Haut. Eigentlich nur Knochen, wie bei einem Skelett. Gabaon traf auch keine Anstalten, sich aus meinem Griff zu winden, er blieb regungslos stehen und sprach von einer großen Wende.

»Vor fast dreißig Jahren haben die Menschen dem Götzen Technik ein Denkmal gebaut. Doch sie vergaßen die andere Seite, die viel

stärker ist als die Technik. Stärker und auch älter, zudem nicht von Menschen geschaffen. Es ist die Urkraft, die alles überrollen wird. Hier in dieser Stadt wird der Anfang gemacht werden. Der Sturmwind des Bösen hat bereits Atem geholt, und er wird weiter seinen Weg finden, bis er alles mitgerissen hat.«

»Wir haben es gehört«, sagte ich leise. »Wir haben alles genau gehört, Gabaon. Aber wer ist die treibende Kraft? Wer steckt dahinter? Dieser Jemand muß einen Namen haben.«

»Es ist eine Macht!«

»Welche Macht?«

»Ein unheimliche, der sich niemand entziehen kann. Sie ist stärker als die Menschen, die reißt alles mit. Der Strudel reißt sie in die Tiefe.« Er ging einen Schritt vor, drehte sich um und sagte: »Denkt an meine Worte. Vielen Menschen habe ich sie nahebringen wollen und bin verlacht worden. Das ist vorbei. Die Apokalypse ist nahe, sie wurde von den Menschen verdrängt, aber sie ist nicht vergessen. Sie steigt aus den Tiefen einer alten, längst vergessenen Sphäre und Zeit allmählich in die Höhe und vernichtet alles, was sich ihr in den Weg stellt.«

Seine Stimme hörten wir leiser, weil er sich von uns entfernte und hineinschritt in die düstere Szenerie hinter dem Altar. Dann war er verschwunden.

Aufgelöst, vom Boden verschluckt, so kam er mir vor. Wir sahen Lind hörten ihn nicht mehr.

»Gabaon!« Bill rief seinen Neimen scharf. Die Stimme des Reporters hallte wider.

Mein Freund wollte vorlaufen. Als er sich in meiner Höhe befand, streckte ich den Arm aus und hielt ihn fest. »Laß es, das hat keinen Sinn mehr.«

»Wieso?«

»Er ist weg.«

Bill mußte lachen. »Wie kann er verschwunden sein, ohne daß wir etwas bemerkt hätten?«

»Ich weiß es.«

Auch Reuven traute sich näher. »Was reden Sie denn da, Sinclair? Meinen Sie etwa, daß er sich aufgelöst hat?«

»Nein, so nicht, aber dennoch so ähnlich. Er ist hineingegangen in seine andere Welt. In eine andere Dimension, wenn ihr versteht.«

»Mir ist das zu hoch«, gab Reuven zu.

Ich hob die Schultern. »Es ist auch schwer zu begreifen«, gab ich zu.

»Sehr schwer sogar, aber wir müssen uns damit abfinden. Dieser Gabaon ist eine besondere Gestalt.«

»Kann er zwischen den Zeiten wandern?«

Bill hatte die Frage gestellt und meiner Ansicht nach ziemlich genau den Kern getroffen. »Das ist nicht von der Hand zu weisen.« Mein Blick richtete sich ins Leere.

»Ich habe das Gefühl gehabt, einem völlig anderen gegenüberzustehen.«

»Wie anders?«

»Anders und doch normal. Zwiegespalten, eine Persönlichkeit, die innerlich doppelt existiert.«

»Da komme ich nicht mit.«

»Ich auch nicht.«

»John, rede nicht in Rätseln.«

»Das meine ich auch!« stand Reuven dem Reporter bei.

»Es tut mir leid. Einen Beweis für meine Theorie kann ich euch auch nicht liefern. Es ist einfach ein Gefühl. Ich meine, daß Gabaon mehr gewesen ist als nur der Abt einer geheimen Sekte, die eigentlich schon längst ausgestorben war.«

Ich vernahm neben mir Bills scharfes Atmen. »John, du bringst uns in eine Zwickmühle.«

»Kann sein, aber quält mich nicht. Es war auch nur ein Gefühl. Als wir uns in die Augen schauten, da glaubte ich, tief in deren Innern etwas Furchtbares zu sehen.«

»Ein Blick in die Seele, wie?« fragte Reuven.

»So ähnlich!«

Er wollte grinsen, verzog aber nur den Mund. »Sollen wir noch länger in dieser Kirche bleiben?« Er deutet auf die schmalen Reihen der Betbänke. »Dabei habe ich den Eindruck, daß es sich kaum um eine Kirche hau delt. Hier ist vieles anders, zwar äußerlich nicht, aber doch in seinem Innern. Das ist nicht normal.«

»Da gebe ich Ihnen recht.«

»Hat dieser Besuch Ihnen etwas gebracht, Sinclair?«

»Ja.«

»Mir nicht.«

»Maurice hat recht, John. Wir können hier nichts mehr tun. Wichtig ist Brüssel und der Ort, wo sich das Atomium befindet. Da müssen wir hin. Dort wird sich zeigen, ob diese unheimliche Macht, von der Gabaon gesprochen hat, auch einen Namen besitzt.«

»Ich bin dafür.«

»Und ich ebenfalls«, erklärte Reuven. »Weil ich einfach davon überzeugt bin, daß die Augen zurückkehren werden. Sie sitzen in jedem Atom, sie verändern sie durch ihren furchtbaren Blick. Wenn ihr sie seht, wißt ihr, was ich gemeint habe. Sie sind einfach schlimm. Da hat sich alles verändert, alles.«

Noch immer brannten die Kerzen. Ich schaute in ihren Schein. Die Flammen bildeten kleine Sterne innerhalb der grauen Dämmerung. Nur empfand ich sie nicht als Sterne der Hoffnung. Dieses Licht war zwar hell, aber trotzdem noch dunkel.

Die unheimliche Macht!

Dieser Begriff wollte mir nicht aus dem Kopf. War es eine neue Umschreibung für die Hölle, die ja so viele Namen besaß?

Das konnte es sein, brauchte es aber nicht.

Bill und Maurice waren vorgegangen. Das Licht ließ ihre Umrisse ungewöhnlich weich erscheinen. Sie kamen mir selbst vor wie leicht über dem Boden schwebende Schatten.

Zudem setzten sie ihre Schritte im gleichen Rhythmus, der allmählich verklang, je mehr sie sich der schmalen Ausgangstür näherten, dort stehenblieben und auf mich warteten.

Bill sah mein nachdenkliches Gesicht. »Ist dir noch keine Lösung eingefallen, John?«

»Nein, leider nicht. Aber die Probleme sind trotzdem nicht weniger geworden.«

»Das glaube ich gern.«

Maurice Reuven öffnete die Tür und schob sich bereits durch den Spalt nach draußen. Wir gingen zwei Schritte, dann blieb er wie angenagelt auf der Stelle stehen. So plötzlich, daß Bill und ich aufmerksam wurden. »Was ist?« fragte der Reporter.

Reuven drehte den Kopf. Sein Gesicht war kaum zu erkennen. Es hatte einen bleichen Schein angenommen. »Da ist etwas«, hauchte er. »Ich habe was gehört.«

»Und?«

Er hob die Schultern. Seine Stimme nahm den Klang an, den man bei ängstlichen Menschen oft hört, wenn sie unter einem gewissen Druck stehen. »Das ist nicht zu identifizieren, aber ich meine, daß wir nicht mehr die allein lebenden Personen innerhalb der Mauern sind. Da ist noch etwas anderes, glaubt mir.«

»Moment mal.« Ich schob mich an den beiden vorbei und sah schon den Beginn der breiten Treppe.

Die Stufen schwebten hoch in das zirkulierende Dämmer. Eine graue, breite Leiter, einladend für uns, dennoch stumm, erstarrt in einem langen Warten.

Und es bewegte sich etwas.

Schatten im grauen Zwielflicht. Sie huschten nach rechts und links, kamen vor, drängten sich wieder zurück.

Kratzen auf Stein. Dann Laute, die uns als finstere Botschaft entgegenhallten. Ein Jaulen oder Heulen...

»Tiere!« hörte ich Maurice in meinem Rücken wispern. »Das sind Tiere, meine ich.«

»Sie haben recht!«

Im gleichen Moment hatte ich einen der Schatten erkannt. Er bewegte sich die Treppe hinab, ein großes Etwas, das von einem zweiten Schatten verfolgt wurde.

Ein Hund?

Kalt und klar leuchteten die Augen. Zwei ovale Ausschnitte inmitten des langgezogenen Schädels.

»Das sind keine Hunde, John«, sagte Bill leise und trotzdem hektisch.

»Weißt du, was uns da entgegenkommt?«

»Inzwischen ja. Hyänen!«

Ruth Reuven hatte geduscht, sich umgezogen, saß in der kleinen Küche und schaute auf die braune Oberfläche des Kaffees, der sich in der vor ihr stehenden Tasse befand.

Äußerlich hatte sie sich nicht verändert, im Innern aber war sie eine andere geworden. Da beherrschte sie nur der Gedanke an das Auge. Es hatte sie in seinen Bann gezogen, nicht allein durch den Anblick, mehr durch seine Kraft, die einen Prozeß bei der jungen Frau in Gang gesetzt hatte, den sie nicht aufhalten konnte und auch nicht wollte. Es gibt das Sprichwort von der Führung an der langen Leine. So ähnlich fühlte sich auch Ruth. Das Auge führte sie an der langen Leine. Was sie sagte und tat, entsprach nicht mehr der Kraft ihres eigenen Willens, dafür der unheimlichen Macht.

Sie trank den Kaffee. Ihre Geste, mit der sie die Tasse hochhob,

wirkte automatisch und gleichzeitig verzögernd. Ruth dachte daran, daß sie nicht die einzige war, die unter der Macht des Auges stand. Es hatte ihr erklärt, daß sie eine Gruppe waren und sehr bald zusammentreffen würden. Eine Menge Gleichgesinnter, denen ein neuer Lebensinhalt aufgezwungen worden war, dem sie bedingungslos folgen würden. Das Telefon läutete. Es stand im Wohnraum. Durch die offenen Türen klang der Schall der Glocke.

Ruth stand auf. Obwohl sie den Anrufer nicht sehen konnte, wußte sie genau, wer da hatte anklingeln lassen. Es war ein Mensch, den sie schon seit langem kannte, der etwas Bestimmtes von ihr wollte. Sie hob ab und ließ sich gleichzeitig auf die Couch fallen, auf der sie vor kurzem noch gelegen hatte. »Adrienne?« fragte sie.

Ruth hörte den überraschten Ausruf ihrer Freundin. »Du wußtest, daß ich anrufen würde?«

»Ja.«

»Soll ich nach dem Grund fragen?«

»Nein, das wird wohl nicht nötig sein.«

Adrienne Braun atmete tief durch. Sie stammte aus Deutschland, wohnte aber schon lange in Brüssel. »Dann hast auch du den Besuch von ihm bekommen.«

»Natürlich.«

»Ich wollte mich nur davon überzeugen und fragen, ob wir gemeinsam dorthin gehen werden.«

»Ich bin dafür.«

Adrienne lachte leise. »Es ist ein wunderbares Gefühl, zu wissen, daß man mächtig ist. Spürst du auch, wie du innerlich eine andere geworden bist?«

»Ja, es gibt uns Kraft.«

Adrienne senkte ihre Stimme. »Und Macht, meine Liebe. Viel Macht. Ich kann mich an Zeiten erinnern, da haben wir von der Macht geträumt. Jetzt ist sie zum Greifen nahe. Wir brauchen nur an

das Auge zu denken. Nur an das Auge, verstehst du?»

»Ich denke immer daran.«

»Dann ist es gut.« Adrienne räusperte sich. »Wie machen wir es? Soll ich dich abholen?«

Ruth wechselte den Hörer in die andere Hand und schaute gegen das Bücherregal. »Ich wäre dafür, weil ich momentan ohne Wagen bin. Außerdem mußt du fast bei mir vorbei.«

»Gut, dann warte auf mich.«

»Ich freue mich, bis gleich.« Mit einem nachdenklichen Lächeln auf den Lippen legte Ruth auf. Hätte sie jetzt in den Spiegel geschaut, wäre ihr der Glanz aufgelallen, der in ihren Augen lag. Es war ein ungewöhnliches Schimmern wie bei einem getönten Spiegel, auf den ein gewisses Licht fällt. Ein Zeichen der neuen Kraft, die in ihr steckte und von ihr Besitz ergriffen hatte. Was diese Kraft mit ihren Dienern anstellen wollte, darüber machte sie sich keine Gedanken. Wichtig war, zum Treffpunkt zu gelangen, wo sich alle einfinden würden, die dem Auge dienten. Es würde noch einige Zeit dauern, bis Adrienne eintraf. Sie wohnte am entgegengesetzten Ende der Stadt. Die halbe Stunde wollte Ruth nutzen, und sie dachte dabei an ihren Vater.

Noch vor einigen Stunden war das Verhältnis zu ihm völlig anders gewesen. Sie hatte ihren Vater gemocht und geliebt, nun abergab es eine andere Person, der sie ihre Gunst schenkte. Der Fairneß halber wollte sie dies ihrem Vater klarmachen. Deshalb holte sie Papier und einen Kugelschreiber, setzte sich nieder und begann damit, einen Brief zu schreiben.

Es sollte ein besonderer Brief werden, ein Abschiedsbrief, ein Dokument für die innerliche und äußerliche Trennung, da Ruth zu ihm nicht mehr zurückkehren wollte. Wo sie hinging, war ihr auch nicht klar, jedenfalls würde sie der Spur des Auges folgen.

Trotz der Tragweite ihrer Entscheidung schrieb sie leicht und

flüssig. Der Kugelschreiber flitzte nur so über das Papier. Dabei riß Ruth die Probleme zwar an, ging aber nicht in die Tiefe. Im letzten Satz bat sie ihren Vater, nicht nach ihr zu suchen, weil sie sich endgültig entschlossen hatte, den anderen Weg zu gehen.

Sie faltete den Brief zusammen, steckte ihn nicht in einen Umschlag. Dafür klemmte sie ihn hinter den hohen Spiegel im Flur. Ihr Vater mußte ihn beim Eintritt einfach sehen.

Wieder im Wohnraum, vernahm sie das Hupen. Zweimal kurz hintereinander. Das war Adrienne. Ruth trat ans Fenster, schob die Gardine ein Stück zur Seite und starrte in die Tiefe, ohne allerdings etwas von ihrer Freundin sehen zu können, da die belaubten Baumkronen einen Blick auf die Bäume verwehrten. Adrienne Braun hatte den Wagen verlassen und lief über den schmalen Vorgartenweg. Ihr schwarzes Lokkenhaar wehte. Wie immer hatte sie es sehr eilig.

Sie trug eine gestreifte Blazerjacke und dazu einen dunkelgrauen engen Jeansrock. Der rote Blusenstoff im dreieckigen Ausschnitt erweckte Aufmerksamkeit.

Ruth ließ sie nicht klingeln. Sie öffnete schon vorher. Adrienne hastete die Treppe hoch und sah Ruth auf der Schwelle stehen, die ihr beide Hände entgegenstreckte.

Die Frauen umarmten sich.

»Komm einen Moment hinein«, bat Ruth.

»Haben wir denn soviel Zeit?«

»Sicher.«

Im Wohnraum nahmen sie Platz. »Möchtest du etwas trinken?« Mit einer Hand holte Ruth den Barwagen heran.

»Einen Martini vielleicht.«

»Gern.« Ruth nahm ebenfalls einen. Die Freundinnen prosteten sich zu. In ihren Augen stand das gemeinsame Leuchten.

Sie wußten beide, woran sie waren und kamen sich vor wie

Verschwörer.

Adrienne kippte den Martini. Sie schaute auf das leere Glas, drehte es und nickte. »Gut.«

»Noch einen?«

»Ich muß fahren.«

»Ich bitte dich. Spielt das noch eine Rolle?« Adriennes dunkle Augen nahmen an Weite zu. Ihr rot geschminkter Mund verzog sich zu einem Lächeln.

»Nein, du hast recht. Es spielt keine Rolle. Jetzt nicht mehr.«

»Das meine ich doch.« Auch Ruth genehmigte sich einen zweiten Drink. Danach schauten sie sich wieder an und begannen zu lachen.

»Es ist Wahnsinn«, flüsterte Adrienne. »Es ist einfach Wahnsinn. Ich habe noch nie so intensiv gelebt wie in den letzten beiden Stunden. Und es kam über mich wie ein Tornado. Er wühlte mich auf. Das habe ich noch nie erlebt. Es ist eine Macht, eine ganz andere Kraft, von der ich nie zuvor etwas gehört habe.«

»Und es ist wunderbar«, fügte Ruth hinzu.

»Genau, du hast recht. Wunderbar.« Adrienne hob ihr Glas. »Laß uns noch darauf trinken.«

Diesmal ließen sie es langsamer angehen, rauchten auch, schauten dem Qualm nach und ließen die Gedanken, Wünsche und Vorstellungen einfach treiben.

»Ich weiß nicht, was auf uns zukommen wird«, sagte Adrienne. Sie ließ beide Arme entlang der Sessellehnen nach unten hängen. »Aber es wird etwas Wunderbares sein. Sogar etwas Vollkommenes. Ich erinnere mich an das Auge, als es mich anschaute. Es war rein, klar, bar jeglicher Falschheit. Ich fühlte mich gefangen.«

»Mir erging es ähnlich.«

Adrienne setzte sich mit einem Ruck aufrecht hin. Sie streifte die Asche ab. »Sag, sind wir verrückt?«

»Auf eine gewisse Art und Weise schon.« Ruth lachte laut der

Decke entgegen. »Ja, wir sind verrückt, weil wir den richtigen Weg eingeschlagen haben.«

»In dieser Nacht entscheidet es sich. Da werden wir nicht nur ein Auge sehen, sondern derer neun. Neun Augen, neun Höllenkreise, die sich über die Welt verteilen werden.«

»Woher weißt du das?« fragte Ruth.

»Ich weiß es eben. So etwas spürt man auch, verstehst du? Das andere hat mich überschwemmt. Ich habe ein großes Wissen bekommen. Mir sind die Augen geöffnet worden.«

»Mir auch. Dennoch frage ich mich, ob wir die übrigen Mitglieder auch erkennen werden.«

»Natürlich!« erwiderte Adrienne überzeugt. »Wenn ich jemand sehe, dann spüre ich auch, ob er zu uns gehört oder nicht. Das ist für mich klar.«

»Ich wollte, ich wäre mir so sicher wie du.«

Adrienne hob die Schultern. »Das kommt noch, Mädchen.« Sie schaute auf die Uhr. »Wenn du nichts dagegen hast, könnten wir jetzt eigentlich fahren.«

»Was sollte ich dagegen haben?«

»Vielleicht mußt du noch etwas erledigen.«

Ruths Augen nahmen einen harten Glanz an. »Nein, das habe ich hinter mir. Ich nahm bereits von meinem Leben Abschied. Ich schrieb einen Brief an meinen Vater. Er klemmt am Spiegel in der Diele.«

»Den habe ich gesehen.«

»Auch mein Vater wird ihn sehen.« Ruth stand mit einem Ruck auf. Es war eine entschlossene Geste. Sie sagte eigentlich alles über ihren Zustand aus.

Nichts mehr sollte sie daran hindern, mit diesem Leben Schluß zu machen..

Was einmal war, das lag hinter ihr. Sie richtete ihren Blick allein

nach vorn.

Für beide gab es einen Götzen!

Das Auge!

Keine Hunde — Hyänen!

Ich gehöre zu den Tierfreunden, dennoch gibt es Tiere, die ich nicht mag. Das sind Ratten, aber auch Hyänen gehören dazu, weil sie sehr gefräßige Raubtiere sind und gefährlich werden, wenn sie in Rudeln auftreten. Wir sahen in der Tat ein Rudel Hyänen vor uns. Erkennen konnten wir nur wenige.

Vier Augenpaare leuchteten kalt, wie aus dem grauen Dämmer geschnitten, zu uns herab. Wir sahen sie versetzt, damit konnten wir davon ausgehen, daß sie sich auf verschiedenen Stufen aufhielten. Noch taten sie gar nichts. Sie blieben ruhig hocken, allerdings vernahmen wir hinter ihnen schleichende Schritte. Ein Beweis, daß andere Artgenossen folgten.

Auch in der Schwarzen Magie hatte die Hyäne ihren Stammplatz oder ihre Bedeutung.

Seit dem Mittelalter haben die Menschen oft den Teufel in der Gestalt einer Hyäne dargestellt. Daß sich uns diese gefährlichen Schleichkatzen jetzt zeigten, ließ darauf schließen, daß sich die Menschen damals nicht geirrt hatten.

Die Augenpaare schienen aus der Ferne zu kommen, dabei waren sie so nah.

Hatten wir vorhin noch vier Paare gesehen, so waren es jetzt schon acht, und noch ein Paar kam hinzu.

»Neun!« sagte Bill leise und stieß mich an, während er seine Waffe zog.

»Neun Augen, neun Tote, neun Augenpaare. Daran kann man schon riechen, John.«

»Sicher.«

Maurice Reuven lachte unkontrolliert, bevor er sagte: »Wenn ich neun zähle, denke ich auch an die neun Toten. Vielleicht haben sie sich verwandelt. Kann doch sein, oder? Es ist alles möglich. Können aus den Toten Hyänen werden?«

Da hatte er vielleicht gar nicht mal so unrecht. Die düstere Klosteratmosphäre ließ die Schleickatzen noch unheimlicher erscheinen. Ihr Fell paßte sich der Farbe des Steinbodens an, die Tiere hoben sich kaum davor ab.

»Die haben auf uns gewartet, diese verfluchten Bestien!« flüsterte der Belgier. »Sie werden uns killen, und wir können nichts dagegen unternehmen. Die zerreißen uns.«

Ich hatte Verständnis für die Furcht des Mannes, wollte sie aber nicht noch mehr steigern und drückte ihn zurück. »Bleiben Sie hinter uns. Wir erledigen das schon.«

»Es sind neun!«

»Ich weiß.«

Maurice schwieg eingeschüchtert. Er hatte auch gesehen, wie ich meine Beretta hervorholte. Sie war mit geweihten Silberkugeln geladen. Sollten die Hyänen durch Schwarze Magie am Leben gehalten werden, so konnten die Kugeln sie stoppen.

Sie hatten sich auf der breiten Treppe verteilt, so daß sie fast eine Pyramide bildeten. Unbeweglich hockten oder standen sie auf den grauen Stufen. Grausam und kalt starrten die Augen auf uns nieder. Sie blendeten uns, sie suchten nach Möglichkeiten, uns mit blitzschnellen Sprüngen zu überrumpeln. Hyänen sind Raubtiere und gefährlich. Wenn es einer Bestie gelang, einem von uns an die Kehle zu springen und zuzubeißen, sah es für uns sehr schlecht aus.

Ich hatte die unterste Treppenstufe als erster erreicht. Mit dem rechten Fuß blieb ich darauf stehen, der linke stand noch vor der Stufe. Auch Bill hatte eine ähnliche Haltung eingenommen. Wir warteten auf eine Reaktion, denn ich selbst wollte nicht den Anfang

machen. Die Hyänen rührten sich nicht. Sie kamen mir vor wie die Herren und Beherrscher dieses Klosters. Ungemein sicher gaben sie sich, nichts konnte sie stören. Trotz ihrer gespannten Haltung wirkten sie auf mich irgendwie träge.

Bill gefiel mein Zögern nicht. »Wie lange willst du noch hier stehenbleiben?«

»Mal sehen.«

»Wenn sie nichts machen, müssen wir etwas tun«, erklärte er.

»Gut, es gibt nur den einen Ausgang. Wenigstens kenne ich keinen zweiten. Ich gehe vor, bleib du dicht hinter mir. Achte auf Reuven, damit er nicht durchdreht.«

»Keine Sorge, das wird er schon nicht.« Bill zog sieh wieder zurück. Er flüsterte mit seinem Bekannten.

Ich ging auf Nummer Sicher und hängte das Kreuz offen. Ts baumelte vor meiner Brust. Ein leichtes Stüh Ion zeigte an, daß es eine gewisse Magie spürte.

Schwarze Magie, eine böse Kraft, die sich in dem Kloster ausgebreitet hatte.

Die ersten Stufen legte ich mit zögernden, sehr langsamen Schritten zurück. Ich versuchte, möglichst alle Hyänen im Auge zu behalten. Da waren die Augen besonders wichtig. Wenn sie sich veränderten oder bewegten, wechselten auch die Tiere ihren Standort. Sie taten auch weiterhin nichts, genossen es, über mir zu hocken und von ihren Standplätzen aus auf mich herabzuschauen. Sie sahen alles von mir, im Gegensatz dazu hatte ich Mühe, sie genau zu erkennen. Drei Stufen war ich schon hochgegangen, ohne daß etwas geschehen wäre. Die vierte Stufe, dann die fünfte.

Auf ihr stand die erste Hyäne. Starr wie ein Denkmal, ohne Bewegung. Nicht einmal die Augen zuckten. Sie stierte mich an, die Schnauze war halb geöffnet. Im Maul schimmerten die Zähne.

Waren es echte Tiere oder verwandelte Menschen, die wir als Tote

in den Kammern gesehen hatten?

Ich warf einen Blick zurück. Auch Bill und Reuven waren vorgegangen. Sie standen auf der untersten Stufe, schauten zu mir hoch, und Bill nickte einige Male.

»Langsam!« flüsterte er.

Ich ging weiter. Nur nichts übereilen, die nächste Hyäne wartet bereits. Sie hockte rechts von mir, hatte sich regelrecht langgemacht, ihre Pfoten hingen über und berührten und streichelten die eins tiefer liegende Stufe. Zwischen beiden Tieren fand ich meinen Weg, ohne von ihnen attackiert zu werden.

Neun Augenpaare beobachteten mich mit kalten, feindseligen Blicken. Doch kein Tier rührte sich. Iis zuckten nicht einmal die Haare des Fells, in einer trügerisch anmutenden Ruhe blieben sie liegen. Vielleicht warteten sie auf eine Aktion von meiner Seite, ich ließ mich nicht provozieren.

Bill und Maurice wurden ebenfalls nicht angegriffen. Reuven hatte seine Scheu zwar nicht überwunden, er hielt sich trotzdem tapfer, auch wenn es manchmal so aussah, als würde er jeden Augenblick fallen. Innerhalb der Mauern war es kalt. Manchmal wehte mir ein Windhauch entgegen. Ich empfand ihn wie einen höhnischen Gruß aus einer besonderen Hölle.

Einmal schreckte ich zusammen. Eine Hyäne, die so vor mir hockte, daß ich sie entweder überklettern oder an ihr vorbeigehen mußte, bewegte kurz und zuckend ihre Ohren.

Es war das erste Mal, daß ich überhaupt ein Lebenszeichen wahrnahm. Danach erstarrte auch dieses Tier wieder.

Ich hörte sie weder atmen noch hecheln. Sie schnaubten nicht, sie spielten nicht mit ihren Zungen, die dick und klebrig in den halboffenen Mäulern lagen.

Tote Tiere, in denen trotzdem ein gefährliches Leben steckte, so sah ich es.

Noch zwei Hyänen mußte ich passieren. Das Steigen der Treppe hatte ich mit einer Marter verglichen, einer inneren Folter, die meine Nerven vibrieren ließ.

Die zweitletzte Hyäne streckte sich plötzlich, als ich mich mit ihr auf einer Höhe befand. Ich stoppte meinen Schritt, sie öffnete ihr Maul und präsentierte mir ihr eisenhartes Gebiß, als wollte sie mich dokumentieren, daß diese beiden Zahnreihen nur für mich da waren. Ich wartete auf eine Attacke, sie erfolgte nicht, die Hyäne ließ mich in Ruhe passieren. Ich schritt auf die letzte zu. Sie wiederum stand da. Der kalte Blick ihrer Raubtieraugen schien mich auffressen zu wollen. Das Fell war nicht struppig, dafür seidenweich und wirkte wie geputzt oder frisch gepflegt. Ich schob mein rechtes Bein dicht vor der spitzen Schnauze entlang und berührte sie fast.

Dabei war ich innerlich gespannt, zielte auch auf das Tier, das keine Reaktion zeigte.

Auf meinem Rücken hatte bisher eine zweite Haut gelegen. Die innere Spannung ließ sich einfach nicht verleugnen, sie mußte sich irgendwo Platz schaffen.

Und diese Gänsehaut verschwand allmählich, als ich auch die letzte Hyäne unbeschadet passiert hatte, mich herumdrehte, die Treppe hinabschaute, wo Bill Conolly und Maurice Reuven erst die Hälfte passiert hatten.

Sie trugen beide Schuhe mit weichen Sohlen, so daß ihre Schritte keine Geräusche verursachten. Einzig der Belgier konnte seinen heftigen Atem kaum unterdrücken. Er schnaufte, als er an den Tieren vorbeiging, schaute ängstlich nach rechts oder links und ging dann mit eingezogenem Kopf weiter.

Bill verhielt sich ähnlich wie ich. Immer wenn er eine Hyäne passierte, richtete er die Mündung seiner Waffe auf das Tier, als wollte er es besonders anlotzen.

Maurice war so nervös, daß er über die letzte Kante stolperte und

gefallen wäre, hätte ich ihn nicht aufgefangen. So hing er plötzlich in meinen Armen, stierte mich aus weiten Augen an und schüttelte den Kopf.

»Sie haben es geschafft«, sagte ich. »Es ist alles okay.«

»Nur vorerst«, sagte Bill und deutete auf die Tiere, die sich wie auf ein geheimes Kommando hin auf ihren Treppenstufen drehten und uns anstarrten.

»Verdammt!« keuchte Maurice, »die sollen doch zum Teufel gehen, diese Bestien!«

»Vielleicht kommen sie dort gerade her«, erwiderte ich.

»Find' ich gar nicht witzig!« Reuven rieb sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Er stopfte das Tuch in die Tasche. »Was stehen wir hier überhaupt noch herum? Weg aus diesem Kloster der Toten. Laßt uns verschwinden!«

Ich hob beschwichtigend die Hand. »Augenblick noch. Ich möchte erst noch sehen, ob Sie mit Ihrer Vermutung tatsächlich recht gehabt haben und aus den Toten tatsächlich Hyänen geworden sind.«

»Nehmen wir das doch einfach an!«

»Nein.«

Ich kannte den Weg mittlerweile und ging ihn wieder zurück. Bill und Reuven deckten mir den Rücken. Schon nach kurzer Zeit hatte ich den Teil des Klosters erreicht, in dem der Gang mit den Zellen lag. Die einzelnen Türen befanden sich jetzt auf der linken Seite. Ich riß die erste auf. Es war bei unserer Ankunft die letzte in der Reihe gewesen. Sehr genau erinnerte ich mich an den toten Mönch. Er hatte neben seinem Bett gelegen. Jetzt war die Stelle leer!

Ich leuchtete die Zelle aus, entdeckte nichts Außergewöhnliches und drehte mich wieder um.

Bill und Maurice standen vor mir. »Es ist tatsächlich niemand mehr in der Zelle«, erklärte ich.

Reuven faßte sich an den Hals. »Dann... dann habe ich also recht?«

zweifelte er noch ein wenig.

»Es sieht ganz so aus.«

Bis zur Treppe schaute er den düsteren Gang zurück. Keine Hyäne ließ sich blicken. Das Dämmer stand wie eine Wand, in der sich manchmal Schatten bewegten. Sie waren wohl nur die Einbildung unserer strapazierten Nerven und Phantasie.

»Ich schaue mal in der nächsten Zelle nach«, sagte Bill, der auch nicht untätig sein wollte. Er öffnete die Tür, wir hörten ihn auflachen und schauten selbst nach.

»Keine Leiche mehr!«

Die nächste sah ich mir an, die übernächste Bill. Wir brauchten sie nicht alle durchzugehen. Die toten Leiber der Mönche waren tatsächlich verschwunden.

»Verwandelt in Hyänen«, sagte Bill. »Verdammt, das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Vieles ist in der Apokalypse möglich.«

»Glaubst du jetzt daran?«

»Sie wird vorbereitet, alles deutet darauf hin. Dabei liegt es an uns, ob wir sie stoppen...«

Die nächste Stimme, die durch das Kloster hallte, gehörte nicht mir, sondern einem Unbekannten. Wo er sich aufhielt, sahen wir nicht. Wir wußten nichts von ihm, vernahmen nur seine Stimme, die mit einem Donnerhall durch die Gänge dröhnte und als Mehrfachecho von den kahlen Mauern widerhallte.

»Das ist die Offenbarung der Hölle! Das letzte Siegel ist gebrochen. Aus den Toten werden Teufelsdiener. Die Hölle hat den Sieg errungen, und ich bin dabei...« Seine Worte verhallten. Sie hatten dennoch Eindruck bei uns hinterlassen.

»Das war kein Spaß, John!«

»Bestimmt nicht.«

»Wer hat da geredet?« schrie Maurice. »Be... bestimmt keine

Hyäne — oder?«

»Nein, deren Anführer.«

»Dann ist er noch hier?« Reuven ging einen Schritt zurück und schaute sich um. »Wer kann das sein?«

Bill hob die Schultern. »Ich hätte ja einen Verdacht, wage aber nicht, ihn auszusprechen.«

»Tu dir keinen Zwang an.«

»Gabaon?«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Nur kann ich das nicht glauben. Er ist ein Abt. Wieso sollte er dem Bösen gehorchen?«

»Es wäre nicht das erste Mal«, gab ich zu bedenken. »Außerdem hat er mich mit einem Blick angeschaut, der eiskalte Feindschaft verriet. So kam es mir jedenfalls vor.«

»Das ist mir nicht aufgefallen.«

»Du hast auch kaum mit ihm geredet.«

»Können wir jetzt endlich verschwinden?« drängte Reuven. »Ich bereue es schon, euch hergebracht zu haben.«

Ich zögerte noch. Bill verstand meine Haltung und sagte: »Du denkst an Gabaon, wie?«

»Ja. Ich möchte direkt noch einmal nach ihm suchen.«

»Ohne mich!« beschwerte sich der Belgier. »Ich werde mich in meinen Wagen setzen und wegfahren. Dann könnt ihr sehen, wie ihr zurückkommt. Das grenzt ja schon an Folter.«

»Bleib du bei ihm«, sagte ich zu Bill.

»Okay.«

Ohne auf die Proteste des Belgiers zu achten, ging ich den Weg zurück, den wir genommen hatten. Ich erreichte die Treppe, hatte zuvor schon meine Schritte verlangsamt und wurde noch vorsichtiger, als ich auf die erste Stufe schaute.

Sie war leer.

Ebenso wie die restlichen. Keine Hyäne hatte dort mehr ihren Platz gefunden.

Stellte sich die Frage, wohin sie verschwunden waren. Passiert hatten sie uns nicht, folglich konnte es durchaus noch einen zweiten Ausgang oder Weg geben, der nur ihnen bekannt war.

Ich leuchtete die Stufen hinab. Nur eine Spur hatten sie hinterlassen. Ich wurde zwar nicht ungeduldig, aber das Gefühl der Spannung beschlich mich abermals. Der Unbekannte innerhalb der Schloßmauern, auch gleichzeitig Herr der Hyänen, mußte sie weggeholt haben. Wären sie endgültig verschwunden gewesen, hätte mich dies gefreut. Daran glaubte ich aber nicht. Ich war fest davon überzeugt, daß uns mit ihnen noch einiges bevorstand. Als ich zu Bill zurückkam, fand ich den Reporter allein vor. »Wo ist Maurice?«

»Weg, ich konnte ihn nicht halten.«

»Verflixt, er hat den Wagen...«

»Er will nicht fahren und im Auto auf uns warten. Das hat er versprochen.«

»Bei der Angst, die er hat, glaube ich ihm nicht mehr. Na ja, wir werden sehen. Die Hyänen sind übrigens auch verschwunden.«

»Ach, sieh mal an.«

»Ja.«

»Und was sagst du dazu?«

»Ich habe mir noch keine richtige Meinung bilden können. Möglicherweise haben die Worte des Unbekannten damit zu tun. Wir sollten...«

Da hörten wir den Schrei!

Er war dünn, schrill und sehr hoch. So schrie nur jemand, der höllische Angst hatte.

»Verdammt, das war Maurice!« Bill rannte, als gelte es, einen Rekord aufzustellen...

Für einen Moment hatte es ausgesehen, als wollte Bill seinen Bekannten nicht laufenlassen, doch Maurice hatte ihn davon überzeugen können, daß es für ihn persönlich besser war, wenn er draußen wartete. Hinter den Mauern kam er sonst noch um.

Er stolperte durch die Halle vor der Fingangstür. Er fühlte sich verfolgt von den zahlreichen Schatten und hatte das Winseln und Heulen der Hyänen im Ohr, obwohl sich die Tiere akustisch überhaupt nicht bemerkbar gemacht hatten.

Als er die schwere Tür aufgerissen hatte und nach draußen gelaufen war, ging es ihm besser. Jetzt konnte er endlich aufatmen. Er fühlte sich von einem ungemein starken Druck befreit. Zwar zeigte auch der Himmel eine bleigraue Farbe, und die umliegenden Wälder sowie Berge wirkten wie die düstere Kulisse für einen Gruselfilm, doch Reuven hatte mehr Weite um sich, keine Mauern mehr, die kein Durchkommen zuließen und auch nicht den kalten Steinboden.

Er atmete tief durch und fand den Peugeot so, wie er ihn zuvor verlassen hatte.

Niemand hatte sich an dem Wagen zu schaffen gemacht. Die Furcht, zerschnittene Reifen vorzufinden, verschwand. Dennoch war er nicht beruhigt. Die Phantasie spielte ihm zudem permanent Streiche. Er blickte in die Wegmündung hinein und bekam den Eindruck, als würden sie dort auf ihn lauern.

Schatten, die wie Hunde aussahen, aber keine waren. Dafür Hyänen...

Maurice begann zu beben. Die Kälte rann wie Eiswasser über seine Haut. Es fing im Nacken an und hörte erst tief im Rücken auf. Er atmete scharf und zischend durch die Nase. Dabei bewegte er sich mit stolpernden Schritten auf seinen Wagen zu und behielt die Schatten genau im Blick.

Sie bewegten sich. Es war kein hastiges Springen oder Huschen, nur das leichte Zittern, manchmal ein unwillig wirkendes Schütteln

der Köpfe, als hätten sie sich über irgend etwas geärgert.

Die Schatten verdoppelten sich. Plötzlich waren sie da. Blitzschnell hatten sie sich aus dem Schatten des Gebäudes gelöst, wo sie bisher gelauert hatten.

Sie jagten über den Boden, doch Maurice Reuven vernahm nicht einmal das Klatschen der Pfoten. In Kniehöhe huschten die gelben Lichter der Augenpaare über den dunkleren Untergrund. Vier Hyänen waren noch hinzugekommen und stellten sich rechts der beiden anderen auf, wo sie fast zu Statuen wurden.

Sie warteten und lauerten...

Es fehlten noch drei. Reuven hatte noch ungefähr fünf Schritte zu gehen, bis er sein Fahrzeug erreichte. Die Distanz konnte sehr lang werden... Er schaute sich um.

Eine stand hinter ihm. Durch die Nähe kam sie Reuven ungewöhnlich groß vor. Ein gewaltiges Tier, das sein Maul bereits offen hatte und aus starren Augen glotzte.

In ihnen leuchteten Kälte — und Tod. Sein Tod.

Die anderen Bestien waren ebenso gefährlich. Diese aber stand so dicht bei ihm, daß er ihre Ausstrahlung spürte. Es fand eine Kommunikation zwischen ihm und dem Tier statt.

Maurice bekam den Eindruck, daß die Hyäne menschliche Gedanken absonderte, die allein ihm galten und ihm klarmachten, daß er keine Chance mehr hatte.

Ein Toter und ein Tier. Beide waren auf magische Art und Weise eine Symbiose eingegangen.

Die Hyäne bewegte ihre Schnauze. Es kam dem Mann vor wie ein böses, hinterlistiges Grinsen, ein kaltes Auslachen seiner Person, ein Beweis dessen, wie gering seine Chancen waren. Er ging zurück.

Dabei drehte er sich nicht um. Reuven wollte nicht wissen, was sich in seinem Rücken abspielte. Er achtete auf jeden Schritt, auf das Knirschen unter seinen Sohlen und auch auf den Wind, der

streichelnd durch sein Gesicht fuhr, es aber nicht schaffte, den Angstschweiß zu trocknen. Hier taten sich Abgründe auf, das finstere Grauen einer längst vergessenen Epoche, das in den Hyänen Gestalt angenommen hatte.

»Hau ab!« flüsterte er. »Geh weg! Was... was willst du von mir? Ich habe dich nicht geholt, ich habe dir nichts getan. Geh...«

Die Hyäne ging tatsächlich, aber nicht zurück, sondern vor. Geschmeidig, sehr langsam, fast schon folternd und sich ihrer Sache hundertprozentig sicher.

Auch die übrigen Tiere blieben nicht mehr stehen. Sie waren aus dem Kloster geschlichen wie Ratten aus ihren Löchern. Jetzt hatten sie freie Bahn.

Je weiter die Hyäne vorschritt, um so mehr ging Reuven zurück. Er mußte bald seinen Wagen erreicht haben, es trennten ihn bestimmt nicht mehr als zwei Meter.

Der plötzliche Stoß in Höhe seiner Kniekehlen und Schenkeln ließ ihn zusammenzucken. Er wollte ihn noch ausgleichen, was er aber nicht schaffte, denn er kippte nach hinten, streckte seinen rechten Arm aus und spreizte ihm gleichzeitig ab, um sich abzustützen. Seine Handfläche berührte die Motorhaube, er drehte den Kopf, schaute hin und achtete nicht auf die Bestie.

Die Hyäne sprang!

Aus dem Stand wuchtete sie sich vor, wurde dabei zu einem langgestreckten grauen Schatten, der an seiner Vorderseite nur mehr aus einem Maul zu bestehen schien. Als Reuven den Kopf wieder drehte, war es bereits zu spät. Da befand sich die Hyäne schon in der Luft. Ihre ausgestreckten Vorderpfoten prallten gegen seine Brust und drückten Reuven nur noch härter gegen die Kühlerhaube. Er konnte nur noch eines.

Schreien!

Bill Conolly war zu schnell gerannt und dabei über seine eigenen Beine gestolpert. Mit der Schulter rutschte er an der Gangwand entlang, verlor Zeit, so daß ich ihn überholen konnte. Sein wütendes Fluchen schallte mir noch nach, als ich durch die Halle auf die offenstehende Eingangstür zujagte und die Schwelle mit einem Satz überwand. In dem Kloster war es düster gewesen, hier draußen nicht. Zwar gaben die Berge Schatten, die sich mit denen der Wälder vermischten, ich konnte dennoch sehr deutlich erkennen, was sich inzwischen abgespielt hatte.

Die Hyänen hatten das Kloster verlassen. Ich zählte neun Augenpaare. Ein Augenpaar befand sich dicht vor dem Gesicht des Belgiers Maurice Reuven, auf dessen Brust eine Hyäne stand und der mit dem Rücken auf der Motorhaube seines Wagens lag.

Die Hyäne hatte ihr Maul zwar aufgerissen, zum Glück noch nicht zugebissen, und sein Schrei war zu einem dumpfen und krächzend klingenden Röcheln geworden.

Die Waffe hatte ich längst gezogen. Die im Laufschrift zurückgelegte Strecke war zum Glück nicht so weit gewesen, als daß ich gezittert hätte oder außer Atem gekommen wäre.

Zum Zielen nahm ich mir Zeit.

Es mußte ein Treffer werden. Hinter mir hörte ich Bills Atem, ließ mich nicht davon ablenken, und auch Bill störte mich nicht, da auch er genau wußte, was auf dem Spiel stand.

Dann schoß ich. Die blasse Mündungsflamme fiel sofort wieder zusammen. Da hatte die Kugel schon getroffen. Sie war nicht in den Schädel der Hyäne gejagt, hieb seitlich in den Körper und wirkte bei ihm wie ein harter Hammerschlag.

Die Wucht schleuderte das Tier zur anderen Seite. Es prallte noch auf die Haube, überschlug sich dort, zuckte mit den vier Läufen, ich vernahm einen schrillen, beinahe schon menschlich klingenden Schrei, bevor die Bestie von der Haube rutschte und an der anderen

Seite des Wagens zu Boden fiel, wo sie von mir nicht mehr gesehen werden konnte. Ein Gegner weniger.

Aber noch waren acht andere da, die sich seltsamerweise nicht rührten und dort blieben, wo sie einmal standen. Bewegungslos, fast statuenhaft, denn niemand traute sich, mich anzugreifen.

»Ein guter Schuß, John!« hörte ich Bill sagen und gleichzeitig ausatmen. Ich nickte. Mit feuerbereiter Beretta in der rechten Hand ging ich auf den Peugeot zu, wo Maurice Reuven noch immer auf der Motorhaube lag und sich nicht rührte. Wahrscheinlich hatte ihm der Schock zu dieser Steifheit verholfen.

Bill hielt sich neben mir. Ich bat ihn, sich um den Belgier zu kümmern, während ich mir die getroffene Hyäne anschauen wollte. Sie lag neben dem Vorderrad. Das Fell war verblaßt, regelrecht ausgebleicht. Knochen schimmerten durch, und noch etwas anderes in Flöhe des Kopfes.

War es nicht ein menschliches Gesicht, das sich wie ein Schatten über das andere gelegt hatte?

Das Gesicht eines toten Mönchs, eines Katharers, das ich einmal in der Zelle gesehen hatte.

Nur ein Schemen, der sich schnell auflöste, so daß zuletzt nur mehr das Gerippe der Hyäne blieb.

Faule Knochen, die zerknackten, als ich meinen Fuß auf sie setzte. In das Geräusch hinein vernahm ich die Dankesworte des Belgiers. Sie waren nur mehr ein Gestammel.

Den Mann wußte ich bei Bill gut aufgehoben. Ich wollte mir die anderen Hyänen aus der Nähe anschauen. Sie waren da, aber sie taten nichts, bis zu dem Augenblick, als aus dem nahen Wald ein schriller Pfiff ertönte.

Er schwang in den höheren Frequenzen, und er schmerzte in meinen Ohren, als er über die Lichtung vordem Kloster gellte. Über uns trieben dunkle Wolken dahin. Sie kamen mir so tief und niedrig vor,

als wollten sie den Pfiff verschlucken.

Wer ihn ausgestoßen hatte, darüber konnten wir nur spekulieren und raten. Es war in diesen Momenten auch nicht wichtig. Für uns zählte allein die Reaktion der Hyänen.

Sie gehorchten dem Pfiff und jagten mit langen Sprüngen davon. Es überkam mich für einen Moment, ich hätte gern hinter ihnen hergeschossen, ließ die Waffe aber sinken und schaute zu, wie der dichte Wald die Bestien schluckte, wo sich bestimmt auch ihr Herr und Meister aufhielt.

Wir waren wieder allein — und lebten noch.

Bill und Maurice waren noch nicht eingestiegen. Sie standen an der Fahrerseite des Wagens und schauten zu, wie der letzte langgestreckte Schatten in der Dunkelheit des Waldes verschwand. Für uns war der Weg frei.

Reuven starrte mich an. »Ich... ich hätte doch nicht verschwinden sollen.«

»Es war Ihre Entscheidung.«

»Ja, ich lag falsch. Und danke für meine Rettung.«

Ich winkte ab. »Es war kein großes Problem. Sie haben Glück gehabt. Die Hyäne hat mit dem Biß zu lange gezögert. Das ist zumindest ungewöhnlich. Normalerweise wären wir nämlich zu spät gekommen.«

»Ja, daran habe ich auch schon gedacht. Sie glauben gar nicht, was ich für eine Angst hatte und durchmachen mußte. Aber das will ich jetzt vergessen. Ich habe auch darüber nachgedacht, weshalb die Hyäne nicht zugebissen hat.«

»Kennen Sie den Grund?«

»Lachen Sie mich jetzt aus?« Reuven schaute erst mich, dann Bill an.

»Weshalb sollten wir?« fragte der Reporter.

»Weil meine Erklärung so ungewöhnlich klingt. Wissen Sie, das ist

ganz komisch. Als ich in das Gesicht dieser Bestie schaute, da sah ich noch ein anderes.«

»Das eines Mönchs.«

Reuven nickte bedächtig und überlegte. »Ja, auch«, gab er zu, »aber noch ein Gesicht. Es war bestimmt Einbildung. Nur habe ich aus diesem zweiten, das sich mit dem ersten vermischte, die Züge meiner Tochter Ruth erkannt.« Jetzt war es heraus, und er senkte den Kopf, wobei er stumm auf seine Schuhspitzen starrte.

Bill und ich warfen uns Blicke zu. Zwei Gesichter hatte er gesehen? Das war fast unwahrscheinlich, kaum zu glauben. Seine Nerven konnten ihm einen Streich gespielt haben. Möglicherweise aber auch nicht, denn durch Schwarze Magie wurde vieles realisiert was eigentlich rational nicht zu erklären war.

»Nehmen wir einmal an, es stimmt«, sagte ich. »Weshalb haben Sie das Gesicht Ihrer Tochter Ruth gesehen? Gibt es dafür eine Erklärung?«

»Nein.«

»Hängen Sie sehr an Ihrer Tochter?«

»Ja, wir leben zusammen. Sie arbeitet bei einer Zeitung. Von meiner Frau bin ich geschieden. Ruth blieb bei mir. Es gab auch keinerlei Probleme mit meiner Ehemaligen. Sie war froh, sich damals um das Kind nicht kümmern zu müssen.«

»Dann war die Beziehung ziemlich eng.«

Er nickte.

»Vielleicht hast du«, sagte Bill, »in diesen schrecklichen Augenblicken an deine Tochter gedacht.«

»Daran müßte ich mich doch erinnern können.«

»Nicht unbedingt. Bei dem Streß, den du erlebt hast.«

Reuven wollte der Theorie nicht so recht folgen. »Ich habe schon an eine andere Möglichkeit gedacht, an die ich aber kaum zu denken wage.«

Ich wußte, was er meinte und sprach es aus. »Sie rechnen damit, daß Ihre Tochter auf der anderen Seite steht.«

Maurice verschlang die Finger, drehte sich zur Seite ab und nickte einige Male.

»John, mach die Leute nicht verrückt.«

»Bestimmt nicht, Bill, aber es läge im Bereich des Möglichen!« Ich wandte mich wieder an den Belgier. »Monsieur Reuven, wo befindet sich Ihre Tochter jetzt? Hat sie noch Dienst?«

»Nein, sie müßte freihaben, weil sie die Nacht durchgearbeitet hat. Sie ist bestimmt zu Hause.«

»Dann fahren wir am besten hin«, sagte ich.

»Ich will nicht ans Steuer. In meinem Zustand...«

»Das mache ich«, sagte Bill, öffnete schon die Tür und schob Maurice in den Wagen.

Mir warf der Reporter beim Hinsteigen einen sehr nachdenklichen Blick zu.

Nachdenklich und auch besorgt...

Ich hatte nicht damit gerechnet, daß die Reuven so nett wohnten. Die Anlage gefiel mir auf Anhieb, und auch die Parkplätze hinter und neben den Häusern waren nicht nur glatte Betonflächen, sondern farbig gepflasterte Inseln, die von frischen Heckenblumen und einem manchmal dichten Buschgürtel umschlossen wurden.

»Sie wohnen sehr nett, Maurice«, lobte ich.

»Dafür auch teuer.« Er hatte seine Nervosität noch immer nicht ablegen können. Bill verschloß den Wagen, Reuven schaute an der Hausfront hoch, als könnte er schon außen ein Zeichen seiner Tochter entdecken.

»Sie ist da«, sagte er. »Sie muß einfach da sein, denn der lange Dienst ist beendet. Da ist sie immer müde, verstehen Sie?«

»Natürlich.«

Maurice hielt den Schlüssel bereits in der Hand. Ihm handelten wir zu langsam. »Kommen Sie endlich. Ich habe ein ungutes Gefühl!« Wir konnten nicht mehr nachfragen, denn er war schon vorgelaufen. Die Haustür zeigte ein blasses Weiß und an ihrer Außenseite aufgearbeitete Sprossen. Durch ein relativ schmales Treppenhaus näherten wir uns der Wohnung. Das Innere präsentierte sich gepflegt und sauber. Der Duft Irischer Blumen wehte uns entgegen.

Als Reuven aufschloß, zitterten seine Hände. »Sie ist nicht da!« flüsterte er. »Sie ist bestimmt nicht da. Das spüre ich. Ja, ich spüre es. Sie ist...«

Er drückte die Tür auf und rief sofort den Namen seiner Tochter. Eine Antwort bekam er nicht.

Maurice war dicht hinter dem Eingang stehengeblieben. Er wischte über seine schweißfeuchte Stirn, schaute nach vorn und wiederholte den Ruf mit krächzender Stimme.

»Vielleicht hat sie sich hingelegt. Nach einem anstrengenden Dienst wäre das legitim.« Ich stand direkt hinter ihm. Um mir zu antworten, drehte Reuven sich um. Dabei fiel sein Blick auf den Wandspiegel und das hinter dem Rahmen steckende Papier. Er sprang hin, zog es hervor und faltete es auf.

Intervallweise wurde er beim Lesen blaß. Langsam sank auch seine Hand tiefer. Dann sagte er: »Eine Nachricht von Ruth. Lesen Sie. Es ist... es ist ein Abschiedsbrief.« Plötzlich füllten Tränen seine Augen. »Ich habe es geahnt.«

Meine Finger faßten nach dem Schreiben. Es war nicht lang, umfaßte eine normale Briefseite. Die Worte steckten voller Brisanz, denn Ruth hatte ihrem Vater klargemacht, daß sie mit ihrem bisherigen Leben gebrochen hatte und nun ein anderes führen wollte. Ein Leben im Sinne des Auges und der höllischen Prophezeiung.

Bill hatte über meine Schulter hinweg mitgelesen. Bisher hatten wir beide nicht so recht an die Vermutung des Belgiers glauben wollen.

Jetzt sahen wir die Lage anders.

Maurice Reuven hatte die Diele verlassen und war in den Wohnraum gegangen, wo wir ihn in einem Sessel sitzend und das Gesicht in beide Hände vergrabend vorfanden.

Wir konnten seinen Schmerz, die Trauer und auch seine Angst verstehen. Schon oft genug waren wir mit ähnlichen Dingen konfrontiert worden, und immer wieder war es einfach furchtbar, mit ansehen zu müssen, wie dämonische Mächte rücksichtslos in das Leben normaler Menschen eingriffen und sie unter ihre Knute zwangen.

»Ich habe ihr Bild gesehen, ihr Gesicht«, hörten wir ihn schluchzend flüstern. »Und ich wußte sofort, daß es keine Täuschung gewesen war. Neun, auf keinen Fall. Die unheimliche Macht hat auch Ruth zu sich herangezogen.«

Ich schaute mich im Zimmer um. Auf dem Tisch standen noch zwei benutzte Gläser. Ich roch an ihnen und nahm den Duft von Wermut wahr. An einem Glas schimmerten hellrot die Spuren eines Lippenstifts. Es sah so aus, als hätte Ruth noch Besuch gehabt und mit diesem Besuch ein Glas getrunken.

Über ihren Besucher nachzugrübeln, war müßig. Höchstwahrscheinlich gehörte auch sie zu der Gruppe, die sich um die Magie der Höllenaugen reihten.

Reuven ließ seine Hände sinken. Er schaute Bill an, dann mich. »Was soll ich denn jetzt machen?« Sein Blick nahm an Starrheit zu. »Bitte, sagen Sie es mir. Was soll ich machen?«

Egal, welche Antwort er auch von uns bekam. Es lief alles auf das gleiche hinaus. Er wollte Ruth, seine Tochter, zurückhaben, wie auch immer.

»Wir werden sie finden!« erklärte Bill.

»Und wo?«

»Hat nicht alles mit der Veränderung an den Kugeln des Atomiums

begonnen?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich wird sich Ruth dort aufhalten. Oder was meinst du, John?«

Ich nickte. »Es ist zu einem magischen Ort geworden. Ein Denkmal für die Technik, die stets ein Todfeind der Schwarzen Magie war. Dort will sie ihren Sieg erringen. Wir müssen damit rechnen, daß derjenige, der hinter allem steckt, das Atomium zerstören will. So sehe ich dessen Ziel und nicht anders.«

Reuven's Augen weiteten sich. »Das kann doch nicht wahr sein. Daran glauben Sie selbst nicht — oder?«

»Es ist meine feste Überzeugung.«

»Aber wie ist das möglich? Was soll die Welt dazu sagen? Die Menschen haben sich daran gewöhnt. Für sie ist das Atomium etwas Besonderes, Außergewöhnliches. Sie...«

»Sollen erleben, wie es vernichtet wird.«

Reuven senkte den Kopf. »Wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind, Sinclair, können Sie auch etwas dagegen unternehmen?«

»Das hoffe ich.«

»Wir werden hinfahren«, erklärte Bill. »Und ich glaube, daß wir nicht nur Ihre Tochter dort finden werden. Wenn ich den Unbekannten richtig einschätze, hat er es auch verstanden, andere Menschen in seinen teuflischen Bann zu ziehen.«

Maurice Reuven nickte nur. Dann sagte er: »Das ist meine Schuld, es ist alles nur meine Schuld...«

Das Atomium!

Imposant, gewaltig, wenn man unmittelbar davorstellt, und auch alles beherrschend. Man kann es von jedem Kirchturm in Brüssel sehen, von jedem hohen Hausdach. Wie ein gewaltiger Koloß stand es nahe des Heysel-Stadions und war auch fast 30 Jahre nach seiner

Fertigstellung noch immer ein Anziehungspunkt für Touristen.

Das alles war Ruth Reuven und Adrienne Braun bekannt, doch sie hatten keinen Blick für das imposante Bauwerk und machten sich auch keine Gedanken um dessen Vergangenheit.

Sie rollten auf dem Boulevard du Centenaires auf das Gebilde zu und damit auch den großen Parkplätzen entgegen, die man angelegt hatte. Bei normalem Wetter wären sie um diese Zeit überfüllt gewesen. Doch dieser Juni hatte einfach zu viel Regen gebracht und auch Kühle. Deshalb fanden sie noch genügend freie Flächen und auch in der Nähe des Ziels, wo sie ihren Wagen abstellen konnten. Adrienne lenkte das Auto in eine Parklücke. Sie liebte ihren schwarzen R 5. Er besaß mehr PS als das übliche Modell und gehörte damit zu den schnellen Flitzern.

»Aussteigen, meine Liebe!« sagte sie.

Ruth schreckte aus den Gedanken hoch. »Entschuldige, aber ich habe an etwas anderes gedacht.«

»Woran?«

»An ihn!«

Adrienne lachte. »Du hast ihn noch nie gesehen, wie?«

»Nein, nur das Auge. Du etwa?«

»Ich auch nicht, Ruth. Ich bin gespannt auf ihn. Er muß etwas Besonderes sein.«

»Das glaube ich auch. Ob er der Teufel ist?«

»Kann sein. Schließlich hat er sich vorgenommen, das letzte Siegel zu brechen. So etwas schafft nur ein ganz Mächtiger, ein hoher Dämon. Vielleicht der Teufel. Außerdem wissen wir beide, daß er sich in verschiedenen Gestalten zeigt.«

»Wieso hat er gerade uns ausgesucht?«

»Bei dir ist das klar, Ruth. Dein Vater hat dir von den Augen berichtet, oder nicht?«

»Ja, schon.«

»Und ich hörte seinen Ruf. Aber nicht ich allein. Schau dich um, da siehst du sie, da kannst du es spüren. Die Männer und Frauen in der Nähe gehören alle zu uns oder zu ihm. Davon bin ich einfach überzeugt.« Sie öffnete die Tür. »Steig aus, sonst kommen wir noch zu spät.«

Auch Ruth verließ den Wagen. Es war mittlerweile dunkler geworden. Der Himmel zeigte sich wolkenverhangen, er sah traurig aus, als wollte er sich der Lage anpassen und dokumentieren, daß die Hölle bald einen Sieg erringen würde.

Es roch nach Regen. Von den Wiesen stiegen Nebelschleier in die Höhe. Dünne Decken aus Dunst, die wie fein gesponnene Leichentuch wirkten und einfach zu der gesamten Lage paßten. Neben ihnen stoppte ein Kleinbus, aus dem sechs Personen stiegen. Männer und Frauen. Sie schauten Ruth und Adrienne an, lächelten knapp, man nickte sich zu, wußte Bescheid.

»Auch sie gehören zu uns!« flüsterte Adrienne. »Hast du das gesehen? Die Blicke, das Einverständnis...«

»Ja.«

»Wir sind nicht allein, wir sind stark, wir sind eine Macht. Daran solltest du denken.«

»Und wo willst du hin?«

»Zum Atomium.«

»Direkt hinein?«

»Sicher.«

»Woher weißt du, daß...?«

»Aber Ruth, ich bitte dich. Hast du den Ruf nicht empfangen? Hörst du nicht auf deine innere Stimme? Das ist er, sage ich dir. Das ist unser neuer Meister.«

Ruth hob die Schultern und lächelte dabei. »Ich bewundere deine Sicherheit, aber ich freue mich auch, daß wir gemeinsam hergefahren sind. Es macht mir vieles leichter.«

Adrienne schüttelte den Kopf. Das schwarze Haar wurde vom Wind bewegt. »Ich verstehe dich nicht, Ruth. Hast du von deinem ersten Leben noch keinen rechten Abschied genommen?«

»Es fällt mir schwer.«

»Du mußt die Erinnerung einfach löschen, Ruth. Was gewesen ist, das ist auch vergangen. Schau zu den anderen.« Sie meinte die Gruppe aus dem Bus. Nebeneinander gingen sie her und bewegten sich auf das mächtige Atomium zu. »Auch sie halten zusammen. Sie wissen genau, was auf sie zukommt. Man läßt uns nicht im Stich. Die andere Kraft ist einfach mächtiger und stärker.«

»Das hoffe ich ja.«

»Und denk nicht mehr an deinen Vater. Seine Stelle hat jetzt ein anderer eingenommen.« Adrienne wußte, wie man mit zögernden Menschen umging. Sie hakte Ruth unter und schritt mit ihr den Gehweg zum Atomium entlang. An der rechten Seite wurde er von einer Buschwand begrenzt. Die Wolken am Himmel verdichteten sich und nahmen gleichzeitig eine dunklere Farbe an. Auf dem Boden glänzten noch große Regenpfützen. Darüber trieben ebenfalls Dunstschleier. Zwei Männer überholten sie. Sie waren noch jung und gekleidet wie Punker. Sehr bunt, ungewöhnlich. Ihre Jacken hatten sie mit Leuchtfarbe angestrichen. Die hochhackigen Absätze klatschten durch die Pfützen.

»Die beiden können es kaum erwarten«, sagte Adrienne und deutete auf das Atomium. »Schau, die Lichter!«

Selbst Ruth, die dieses Wunderwerk der Technik schon des öfteren gesehen hatte, blieb stehen und öffnete weit ihre Augen. Es war wirklich imposant. Die Lichter verteilten sich wie helle Ringe um die zahlreichen Kugeln. Manche klein, andere wieder größer, und zwar dort, wo sich auch das Restaurant befand. Panoramascheiben ermöglichten den Besuchern einen herrlichen Blick über Brüssel und seine Umgebung.

»Wie ein Raumschiff«, flüsterte Ruth. »Das sieht tatsächlich so aus wie ein Raumschiff.«

»Ja, der Vergleich ist gut. Stößt es dich ab?«

»Ich weiß nicht. Es kommt mir so fremd vor, auch so kalt.«

Adrienne lachte leise. »Das wird sich ändern, glaube mir. Wenn sich der Meister erst einmal zeigt, wenn du die Augen siehst und ihre Blicke spürst, ändert sich vieles. Dann wirst du ganz anders denken als jetzt. Da brauchst du dann keine Furcht mehr zu haben. Er wird unser weiteres Leben bestimmen.«

»Du bist so optimistisch.«

»Das muß ich auch sein. Wir alle sind Optimisten, wir...« Adrienne verstummte, weil sie etwas gehört hatte. Nicht weit von ihnen entfernt raschelte es im Gebüsch. Sie blieben stehen und drehten sich. Aus der dichten Pflanzenhecke schob sich etwas hervor. Es war ein Schatten auf vier Beinen, ein Körper, dessen Fell leicht glänzte, der aussah wie ein Hund.

Das war er nicht.

Die Hyäne starrte beide Frauen an. Sie riß ihre Schnauze auf, als wollte sie die Menschen angähnen. Dabei zeigte sie ihre scharfen Zähne wie zur Warnung.

»Das ist nie ein Hund!« flüsterte Ruth.

»Nein, eine Hyäne!«

»Was?«

Adrienne ließ die Freundin los. Sie ging einen Schritt auf das Tier zu.

»Schau mal in seine Augen. Sie sind so kalt, so herrlich grausam. In ihnen funkelt das gleiche Licht wie in den Augen des Meisters. Siehst du das denn nicht?«

»Meinst du wirklich?«

»Aber ja.« Adrienne Braun bückte sich und streckte ihren rechten Arm aus. Mit einer liebevollen Geste streichelte sie über das Fell

der Hyäne, die diese Berührung sichtlich genoß, denn sie drückte sich enger an die Frau heran.

Dabei gab sie Laute von sich, die mit dem zufriedenen Schnurren einer Katze zu vergleichen waren.

»Sie weiß genau, daß sie zu uns gehört!« flüsterte Adrienne. »Sie weiß es genau.« Adrienne richtete sich wieder auf. Ihr Gesicht zeigte eine Gänsehaut. Auch sie konnte die Spannung nicht mehr unterdrücken.

»Die Hyäne«, flüsterte sie, »war schon immer etwas Besonderes. Ein Tier des Teufels. Er hat sie geliebt, er hat sich auch oft in ihrer Gestalt gezeigt. Ich bin davon überzeugt, daß die Hyänen uns schützen werden. Sie sind zu unseren Leibwächtern geworden.«

Ruth hatte nur zugehört. Jetzt nickte sie und versuchte auch ein Lächeln.

»Geht es dir besser?«

»Ja.«

»Dann weiter.« Sie hakten sich wieder ein und wunderten sich nicht mehr darüber, daß die Hyäne an ihrer Seite blieb und sogar ihr Gehtempo einhielt.

Sie war tatsächlich ein Aufpasser!

Adrienne deutete zum breiten Eingang des Atomiums, wo auch die Kassenhäuschen standen, in denen jetzt keiner mehr saß. Dort warteten bereits die anderen auf Einlaß.

Sie waren nicht ruhig, sprachen miteinander, und einige von ihnen fielen aus der Rolle.

»Das ist die Offenbarung der Hölle! Das letzte Siegel ist gebrochen! Die neun Höllenkreise werden sich über den Erdball verteilen und die Macht des Bösen ausbreiten. Die Offenbarung der Hölle, der Hölle...«

Als wären diese Worte ein Startsignal gewesen, so stimmten auch die anderen mit ein. Sie schrien die Sätze nach, ballten die Hände zu

Fäusten und ramnten die Arme in die Luft.

Es war wie ein Fieber, das rasend schnell um sich gegriffen hatte. Keiner wurde verschont, auch die beiden Flauen nicht, die sich der Gruppe erst näherten.

Sie hatten die anderen noch nicht erreicht, als sie ebenfalls in die Rufe einstimmten.

Adrienne Braun machte den Anfang. Sie beschleunigte ihre Schritte und nahm Joggingtempo an. Dabei stieß auch sie ihren rechten Arm rhythmisch in die Höhe und sprach mit lauter, manchmal kreischender Stimme davon, daß endlich das letzte Siegel geöffnet war. Sie freute sich auf den Gruß des Teufels, der sie in seine schützenden Arme nehmen würde.

»Das letzte Siegel ist gebrochen! Das letzte Siegel ist gebrochen!« Auch Ruth hatte sich mitreißen lassen und stimmte ein. Männer und Frauen tanzten. Ihre Füße stampften auf den Boden, die Gesichter waren verzerrt, in den Augen lag ein fanatisches Funkeln, als sie immer wieder die gleichen Sätze wiederholten. Um sie herum aber bewegten sich die Hyänen wie wachsamen Schatten. Sie hatten die Gruppe eingekreist und lauerten darauf, daß niemand entwischte.

Auch das letzte Tier löste sich von Adrienne und Ruth. Die dunkelhaarige Adrienne lief sofort zu den Tanzenden hin und reihte sich in den Reigen ein.

Mit ihrer Stimme verstärkte sie die kreischenden Rufe, winkte Ruth zu, die auf Adrienne zulief, ihren Arm nahm und ebenfalls in die schauerlichen Rufe mit einstimmte.

Sie wollten zeigen, wer sie waren. Sie wollten dokumentieren, daß sie eine Macht darstellten, die niemand vernichten konnte. Die Hölle stand auf ihrer Seite, das würden die nächsten Stunden beweisen. Die folgende Nacht sollte zur Nacht der Nächte werden, dafür sorgte schon die unheimliche Macht des Bösen.

Auch Ruths Widerstand schwand dahin. In der Masse und unter

Gleichgesinnten fühlte sie sich einfach wohler. Da wurden Emotionen hochgepeitscht und letzte Bedenken, die eventuell noch hätten bestehen können, einfach fortgespült. Sie hatten einen Kreis gebildet, sie tanzten, sie stampften, sie bewegten sich, ihre Körper dampften in der Feuchtigkeit. Der Schweiß vermischte sich mit der kühleren Luft, die Augen hatten einen fanatischen Glanz bekommen, sie hielten sich gegenseitig fest und hatten den Eindruck, als wären ihre Hände zu Krallen geworden.

Es war die richtige Einstimmung für das Finale, für den Meister, der sich ihnen bald zeigen würde.

Ruth bewegte sich zwischen Adrienne und einer älteren Frau, die noch Lockenwickler in den Haaren trug, deren Gesicht aber schon dem des Teufels glich.

Sie hielt den Mund weit offen. Stoßweise drangen die lauten Schreie über die Lippen, sie keuchte, ihr schwerer Busen hob und senkte sich bei jeder Bewegung, und sie schrie zwischendurch immer wieder Namen des Teufels.

Ja, es war die Vorhölle für all die Tanzenden, die sich wohl wie selten fühlten. Hier waren sie unter sich, niemand konnte sie stoppen. Wer es trotzdem versuchte, würde diese Tat mit dem Tod bezahlen. Plötzlich verstummten die Schreie.

Auch Ruth und Adrienne hatten den Befehl vernommen, der in ihrem Innern aufgeklungen war. Ihre Lippen schlossen sich, kein Laut drang mehr hervor, selbst das schwere Atmen oder Keuchen hatten sie eingestellt. Dafür drang etwas anderes auf sie zu. Es war unhörbar, schleichend wie Gift, es kroch in sie hinein, und sie gehorchten.

Die Hände lösten sich. Ein jeder von ihnen wußte genau, was er zu tun hatte.

Sie traten zurück. Schritt für Schritt, niemand scherte aus, eine dunkle Masse Mensch, die eine Einheit bildete. Es gab keine

Standesunterschiede mehr, die Kraft der Höllenringe hatte sie buchstäblich weggewischt.

Auch die Hyänen wußten, was sie zu tun hatten. Mit langen Sätzen übernahmen sie die Spitze, stellten sich dann zu einer exakten Reihe auf und ließen sich nieder.

Sie hoben ihre Köpfe an und schauten dorthin, wo sich das Atomium als gewaltige Konstruktion vom Boden abhob und in den nachtfinsternen Himmel schob.

Neun Kugeln, verbunden durch lange »Stäbe«, die teilweise auch begehbar waren. Nicht alle Kugeln waren für Touristen geöffnet, aber die Menschen würden sie in Beschlag nehmen.

Auch sie bildeten, ohne daß jemand einen lauten Befehl gegeben hätte, eine breite Reihe. Dort blieben sie stehen, in gespannter Erwartung. Manche waren stumm. Andere wiederum keuchten und konnten ihre Gefühle nicht unterdrücken. Sie blickten hoch zu den Kugeln, ihre Gesichter waren schweißnaß. Sie hatten die Arme halb erhoben, die Hände zu Fäusten geballt, die Erwartung und gleichzeitig die Hoffnung stand in ihren Gesichtern geschrieben.

Drohend wirkte das Atomium in der Dämmerung. Eine finstere, kalte, stählerne Gestalt, ein Koloß aus einem SF-Film, aber angefüllt mit Schwarzer Magie.

Unter der untersten Kugel lag der ebenfalls runde Pavillon. Kleine Rasenflächen schirmten den Eingang zu beiden Seiten ab. Die weißen Geländer glänzten wie frisch gestrichen.

Nicht auf den breiten Eingang waren die Blicke der Besessenen gerichtet. Sie schauten höher, hinein in die Formation des zu einer gewaltigen Stärke vergrößerten Atoms.

Selbst das Licht innerhalb der Kugeln wirkte anders als sonst. Wie Augen kamen ihnen die kleinen Fenster vor, sie fühlten sich beobachtet, aber sie verspürten keine Furcht. Derjenige, der sie ansah, würde ihnen den rechten Schutz geben.

Und er zeigte sich.

Es begann mit einem Flimmern, als wollte die Metallhaut der Kugeln allmählich wegschmelzen. Selbst der Himmel schien ein Einsehen mit den Kräften der Hölle ZU haben, denn er verdunkelte sich noch mehr. Wolken schoben sich aufeinander zu, verdickten sich zu einer schwarzgrauen Masse, die auch vom Licht eines abnehmenden Mondes nicht durchschienen werden konnte.

Und die Kugeln »lebten«.

Es war ein kaltes, ein unheimliches, ein nahezu vernichtendes Leben, das sich in den plötzlich erschienenen Augen widerspiegelte. Auf einmal waren sie da, waren aufgetaucht aus der schier unersättlich wirkenden Tiefe der Kugeln und hervorgetragen an die Außenhaut, wo sie sich in ihrem abweisenden Glanz präsentierten.

Riesige Augen, Höllenringe genannt. Mit dunklen, bösen Pupillen und einer etwas rötlich schimmernden Innenhaut, die diese Pupillen regelrecht ummalte.

Sein Zeichen, seine Macht!

Ein Mann sprach die ersten Worte und unterbrach somit das ehrfurchtsvolle und lastende Schweigen. »Er ist es, Freunde. Ja, er ist es. Er zeigt sich uns. Er ist gekommen. Radek ist gekommen! Wir sehen ihn. Wir, sehen ihn alle, und er wird sich unserer annehmen. Schaut hoch zu ihm, schaut in seine Augen, in die wir uns gleich verteilen werden, um seine Botschaft zu empfangen.« Der Mann stieß ein hartes, forderndes und siegessicheres Lachen aus. »So muß es sein, so und nicht anders.« Er drehte den Kopf. »Huldigt ihm!« rief er, »ihr seid es ihm schuldig!« Er machte den Anfang. Zunächst nur leise, danach immer lauter werdend rief er den Namen des Dämons. »Radek! — Radek! Radek!« Bei jedem Ruf ging er in die Knie, um danach wieder hochzuschnellen. »Radek...«

Und die anderen stimmten mit ein. Auch Ruth und Adrienne scheuten sich nicht, den Namen dieses mächtigen Dämons zu rufen.

Sie gerieten in einen dämonischen Zwang, der sie einfach mitriß. Die Stimmen gewannen an Lautstärke, ein regelrechter Sturm toste den kalt leuchtenden Augen in den Kugeln entgegen, die durch die Rufe ihrer Diener an Kraft gewannen und sich veränderten.

Noch kälter und heller strahlten sie auf. Selbst das Schwarz der Pupillen wirkte auf die vor dem Bauwerk stehenden Diener wie die hellen Scheiben von Sonnen.

Dann geschah es!

Mit einem gewaltigen Krach flogen die drei Glastüren des Eingangs auf. Ein Splitterregen ergoß sich nach außen ebenso wie nach innen. Der Weg war frei.

Und Radeks Dienerstürmten los!

Ruth und Adrienne waren stets zusammengeblieben und hielten sich an den Händen gefaßt. Auch als die Masse auf den Eingang losstürmte, änderte sich dies nicht. Sie blieben auch weiterhin zusammen, schauten sich während des Laufens an und erkannten jeweils das Einverständnis der anderen in den Augen.

Jeder wollte der erste sein. Die Freundinnen wurden bedrängt, gestoßen, geschubst, schwankten sogar, aber sie hielten sich auf den Beinen, und ein gewaltiger Schrei dröhnte ebenfalls dem Eingang entgegen. »Radek!«

Es war der irre Ruf nach einem Dämon, dem die Menschen verfallen waren.

Sie stürmten in die Halle hinein, wo Gitterwege die Besucherströme in die korrekten Richtungen lenkten. Das interessierte sie nicht. Sie übersprangen die Gitter, ließen sich durch nichts stören und drängten sich vor der Treppe und vor dem Fahrstuhl zusammen, der Besucher in die oberste Aussichtskugel schoß.

Spielautomaten klebten an den Wänden. Kioske, wo man alles

kaufen konnte, was mit dem Atomium zusammenhing, hatten hier ebenfalls ihren Platz gefunden. Die Menschen verteilten sich auf der breiten Treppe, denn einige von ihnen wollten zu Fuß hochgehen, aber noch zögerten sie, denn sie warteten auf ihn.

Radek kam nicht.

Aber er war da. Das hatte er nicht nur durch die Augen dokumentiert, seine Stimme schwebte plötzlich über ihren Köpfen, als würde sie aus zahlreichen Lautsprechern erschallen.

»Ich begrüße euch, meine Freunde, die ihr zu den Höllenkreisen endlich gefunden habt. Seid willkommen...«

Jubelschreie vermischten sich mit einem brausenden Beifall, der abrupt stoppte, als der noch immer unsichtbare Radek abermals seine Stimme erhob. »Neun Augen habt ihr gesehen. Sie sind die Sinnbilder für die neun Höllenkreise, die das Böse verteilt haben. Sie haben die gesamte Welt übernommen und sie in diese neun Regionen aufgeteilt. Ihr werdet sie übernehmen und die Apokalypse vorbereiten. Deshalb werdet ihr euch gleich in den Kugeln verteilen. Ich habe alle geöffnet, damit für euch Platz genug ist. Ihr werdet die Augen sehen und deren Kraft einsaugen. Sie werden es sein, die euch die Befehle geben, denn sie sprechen einzig und allein in meinem Namen. Ich bin bei euch, und wenn ihr es geschafft habt, werdet ihr wieder zurück in diese Halle kehren, wo ihr mich sehen könnt, den Beherrscher des Bösen.«

Er legte eine Kunstpause ein. Vielleicht wartete er auch auf eine Frage, die jedoch niemand stellte.

»Habt ihr alles verstanden?«

Abermals brauste das Ja der Antwort wie ein gewaltiger Sturmwind durch die Halle. Radek konnte es nicht überhören, und er gab auch die entsprechende Antwort.

»Ich merke, daß ihr gut vorbereitet seid, daß ihr euer bisheriges Leben aufgeben wollt und meinem Ruf folgt. So tut jetzt das, was ich

euch gesagt habe. Verteilt euch in den Kugeln. Ihr könnt die Aufzüge nehmen, aber auch über die langen Treppen gehen, Hauptsache, ihr seid da und werdet die intensive Macht der Augen kennenlernen und euch danach richten. Wer sich dann sicher fühlt, kehrt wieder zurück und wird von mir persönlich entlassen...«

Die Anwesenden wußten, was sie zu tun hatten. Sie ließen sich nicht mehr lange bitten und verteilten sich vorden Aufzügen, deren Türen aufschwangen.

Einige wollten auch die Treppen nehmen und liefen die zahlreichen Stufen hoch.

Adrienne und Ruth schauten sich an. »Wo willst du hin?« fragte Ruth.

»Ich weiß nicht.«

»Sollen wir nach ganz oben gehen?«

Adrienne nickte. »Weshalb nicht? Es ist die schönste Kugel. Dort können wir die Macht des Auges genießen.« Sie lachte und drückte Ruth an sich.

Da sie ziemlich im Hintergrund standen, schafften sie es nicht, mit der ersten Fuhre des Lifts in die Höhe geschossen zu werden. Aber sie hatten Zeit. Die Magie des Auges würde ihnen nicht weglaufen, ebensowenig wie Kadek.

Die Halle hatte sich teilweise geleert. Wer jetzt noch wartete, der wollte nach oben.

»Spürst du es auch?« fragte Ruth. »Es ist wie ein Brennen, das in meinem Körper steckt. Als würde eine andere Kraft meine ganze Seele durchleuchten.«

Adrienne lächelte geheimnisvoll. »Ich weiß, wovon du redest. Es ist das Auge, nur das Auge. Seine Kraft erreicht uns schon hier. Und Radek ist der große Herrscher über die neun Höllenkreise.«

»Wenn ich ihn endlich sehen könnte«, flüsterte Ruth. »Ich bin so gespannt auf ihn. Sicherlich ist er ein wundervoller Mann.«

Adrienne nickte. »Der Teufel ist immer schön!« erklärte sie. »Wie er auch erscheint, er wird uns gefallen.«

»Ja, das hoffe ich sehr.«

Sie standen vor der blaugrau glänzenden Lifttür. Sie lag in einer Nische, deren Innenränder in einem hellen Rot gestrichen waren. Plötzlich schwang die Tür zurück.

Niemand stieg aus.

Adrienne und Ruth betraten die Kabine und ließen sich nach oben schießen, auf den Weg zu Radek...

Maurice Reuven war manchmal so nervös, daß er sich während der Fahrt als Fremdenführer betätigte. Er erzählte uns einiges über das Atomium, das weder Bill noch ich wußten.

»102,5 Meter ist es hoch, die Kugeln besitzen einen Durchmesser von 18 Metern und die sie verbindenden Rohre sind 22 und 29 Meter lang. In den Rohren befinden sich Metall- und auch Rolltreppen. Letztere für die Besucher.«

»Da ist das >Manneken-Pis< aber kleiner« meinte Bill und erinnerte mit seinen Worten an das andere Wahrzeichen der Stadt Brüssel.

»Ist dir das wegen der Rohre eingefallen?« fragte ich grinsend.

»Auch.«

»Schäm dich.«

Wir lachten beide, so daß sich die Spannung etwas löste. Reuven ließ sich nicht davon beirren und berichtete weiter über das Atomium, das es ihm angetan hatte.

»Man hat die 200-milliardenfache Vergrößerung eines Eisenmoleküls mit neun Hohlkugeln von 18 Metern Durchmesser genommen, die durch drei Meter starke Rohre verbunden sind. In den unteren drei Kugeln kann man eine Ausstellung über die friedliche Nutzung der Kernenergie besuchen. Anhand der Kugeln werden aber

auch die Sonnenenergie und die friedliche Nutzung des Weltalls vorgestellt. Die Metallkonstruktion versinnbildlicht gleichzeitig den Sieg des Menschen über die Materie.«

Mit dieser Erklärung war ich nicht ganz einverstanden. »Die Magie haben sie damals vergessen.«

»Wer denkt denn schon an so etwas?«

»Stimmtauch wieder.«

Über Brüssel lag die Dämmerung. Wir näherten uns dem Ziel über die Avenue de Bouchout, wo auch das bekannte Brüsseler Planetarium liegt. Um das Ziel zu erreichen, mußten wir auch das Heysei Stadion passieren, das vor einiger Zeit einmal in den Schlagzeilen gestanden hatte. Bei einem Endspiel um den Europapokdl war es zu schrecklichen Ausschreitungen gekommen. Viele Menschen hatten dabei ihr Leben verloren.

Der Stadion-Komplex lag in tiefer Dunkelheit, im Gegensatz zum Atomium, dessen neun Kugeln von innen erleuchtet waren. Die Lichter strahlten zu uns herüber wie fremde Sterne und sonderten dabei eine kalte Pracht ab.

Noch war es ruhig.

Bill fuhr, ich saß neben ihm, Maurice erklärte uns vom Rücksitz her den Weg. Ich hatte die Scheibe heruntergekurbelt, der Wind brachte Kühle in den Wagen und auch Geräusche mit, die uns allerdings nicht mißtrauisch machten. Dort, wo wir hinwollten, war es still und friedlich. Wenigstens äußerlich.

Dann sah ich die Augen.

Auch Bill hatte sie entdeckt. Er trat automatisch auf die Bremse, um den Anblick ohne Gefahr in sich aufsaugen zu können. Auch Reuven hatte sie gesehen. Er meldete sich aus dem Fond. »Ja!« rief er laut. »Ja, das sind sie! So... so habe ich sie auch gesehen. Großer Gott, sie sind da!«

Wir konnten seine Überraschung gut verstehen. Auch Bill und ich

waren von diesem Anblick angetan. Er ließ uns keinesweg kalt, denn die Augen leuchteten tatsächlich in einer satanischen Pracht, obwohl die Pupillen dunkel waren. Aber unten, über und neben ihnen schimmerte die rötliche Farbe, ein gefährlicher Schein, der mich an einen Gruß aus der Hölle erinnerte. Obwohl die Augen nicht die gesamte vordere Seite der Kugeln einnahmen, kamen sie mir doch übergroß vor und vor allen Dingen beherrschend. Hier hatte der Mensch nicht mehr über die Technik gesiegt, dafür die Magie über Mensch und Technik. Bill atmete schwer aus. »Es ist ja faszinierend«, sagte er leise. »Der Anblick...« Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte nicht damit gerechnet.«

»Bevor du hier vor Staunen zu einer Statue wirst, fahre lieber weiter, alter Junge.«

»Ja, ja, schon gut.«

»Es ist bestimmt soweit«, sagte Maurice. »Die andere Seite hat zugeschlagen, und ich glaube auch, daß ich meine Tochter dort finden kann. Vielleicht steckt sie schon in einer Kugel.«

»Das wäre möglich«, gab ich zu.

»Und was wollen wir machen?«

Ich drehte den Kopf. »Sie herausholen.«

»Aber sie ist nicht allein.«

»Wir werden sehen.«

Bill brauchte keine Hilfe mehr. Er konnte sich anhand der Schilder orientieren, die überall aufgestellt waren und den Fremden den Weg zum Atomium wiesen.

Die großen Rasenflächen hoben sich als dunklere Inseln zwischen den grauen Bändern der Straße ab. Wir fuhren an der U-Bahn-Station vorbei und sahen bereits die Parkplätze, wo auch wir den Peugeot abstellen konnten.

Eine Parklücke war schnell gefunden. Wir verließen den Wagen und traten hinaus in die feuchtkalte Luft des Abends. Mir kam es so

vor, als hielten sich die normalen Menschen bewußt zurück. Die Umgebung präsentierte sich fast menschenleer. Auch von den Dienern sahen wir nichts. Eigentlich hätte die Existenz der Augen Neugierige anziehen müssen, aber wir waren praktisch allein.

»Das verstehe ich nicht«, meinte auch Bill. »Hier müßte es von Reportern wimmeln.«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise sehen nur diejenigen die Augen, die sie auch sehen sollen.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ich denke an eine magische Zone, die sich um das Atomium ausbreitet. Der einfache Besucher oder Zuschauer sieht die Kugeln normal. Nur die Beteiligten können die Augen erkennen.«

»Das ist mir zu dünn, John.«

»Mir eigentlich auch.«

»Los, gehen wir.«

Maurice hielt sich in der Mitte. Erging mit etwas vorgeschobenem Kopf, schaute mal nach rechts und links, als fühlte er sich von unsichtbaren Gegnern verfolgt.

Er sah keine. Auch wir entdeckten nichts, was uns mißtrauisch gemacht hatte, gingen jedoch an der Reihe abgestellter Fahrzeuge entlang, die den breiten Boulevard einrahmten, der nördlich von uns in den Place de Belgique mündete.

Ich hatte mein Kreuz in die Tasche gesteckt, um es in Reichweite zu haben. Zudem war ich noch mit dem Dolch bewaffnet und auch mit meinem Bumerang.

Gewissermaßen eine volle Ausrüstung!

Ich glaubte daran, daß ich sie auch benötigen würde. Der Himmel stand über uns wie eine Wand. Darunter und davor aber malte sich als imposante Kulisse das Atomium ab.

Ein gewaltiger Bau, derauf mich nicht ohne Eindruck blieb. Nicht allein wegen der in den Kugeln leuchtenden Augen. Dieses

Meisterwerk der Ingenieurkunst würde auch noch nachfolgende Generationen in seinen Bann ziehen, vorausgesetzt, wir schafften es, die darin steckende teuflische Kraft zu vertreiben.

Auch der Eingang war hell erleuchtet. Wir konnten es deshalb so gut erkennen, weil wir uns auf dem direkten Weg zu ihm befanden, denn die Straße endete dort.

Rechts von uns lag ein Teich, schon fast ein kleiner See. Die Oberfläche schimmerte dunkel und geheimnisvoll. Im Wasser spiegelte sich das Gerüst des Atomiums, auch die Kugeln, aber seltsamerweise ohne die sich darin abzeichnenden Augen.

Das wiederum wunderte mich, so daß ich wieder über eine Erklärung nachdachte, weshalb wir die Augen sahen, aber andere Menschen anscheinend nicht.

Ein langsam fahrender Wagen überholte uns. Ich versuchte, einen Blick in das Innere zu werfen. Die Silhouette des Fahrers zeichnete sich ab, mehr aber nicht.

Der Wagen rollte nicht auf einen Parkplatz. Er fuhr am Atomium vorbei. Auch wir erreichten sehr bald die Stelle, wo die Straße endete und Wege durch eine Rasenfläche auf den Eingangsbereich des Atomiums zuführten.

Mir kam das Atomium zum Greifen nahe vor. Das mächtige Gebilde aus Kugeln und Verbindungsstreben erreichte, von unten aus gesehen, eine fast schwindelerregende Höhe. Klein und zwergenhaft kamen wir uns vor.

Dann der satanische Glanz der Augen, umgeben vom geheimnisvollen Glanz kalter Lichter.

Ein ungewöhnliches, nicht sofort zu identifizierendes Geräusch ließ uns aufhorchen.

»Was war das?« flüsterte Maurice, dessen Nerven am meisten strapaziert waren.

Bill zuckte mit den Achseln. »Hörte sich an, als wäre ein Hund in

der Nähe.«

»Oder eine Hyäne«, erklärte ich und zog meine Beretta.

»Wie sollen die denn hergekommen sein?«

»Was weiß ich!«

»Ich sehe keine!« flüsterte Maurice, »aber es gibt ja auch Verstecke genug.«

Da hatte er nicht unrecht. Viel Grün umgab das Atomium. Nicht allein die flache Parklandschaft, auch hochwachsende, dichte Bäume sowie Blumenrabatten.

Auch vor der Teestube und Snackbar am Fuße des Atomiums breiteten sich auf einem viereckigen, eingefassten Feld die Sträucher als dichter Wall aus. Ebenso wie der breite Boulevard in der Mitte von grünen Streifen geteilt wurde. Aus den Sträuchern vor der Snackbar schossen sie plötzlich hervor. Es war so, als hätten sie auf uns gelauert. Lange, unheimlich schnelle Schatten mit aufgerissenen Mäulern und blinkenden Reißzähnen. Für ein Ausweichen war es zu spät. Wir mußten uns den Hyänen stellen. Es waren drei an der Zahl.

Bill und ich handelten synchron. Wir sprangen auseinander, um freie Schußbahn zu bekommen. Mit geübten Griffen hatten wir die Berettas gezogen und drückten ab.

Wir trafen die Hyänen mitten im Sprung. Die Wucht der Silberkugeln und die darin steckende und jetzt freiwerdende Magie stoppten ihren Ansturm. Zwar wuchteten sie noch weiter, aber sie schafften es nicht mehr, ihre Gebisse in unsere Körper zu schlagen. Vor unseren Füßen brachen sie jaulend und winselnd zusammen, drehten sich, schlugen mit den Pfoten, wobei schon der Auflöseprozeß begann. Hinter uns hörten wir schnelle Schritte.

Ich flirrte herum.

Maurice rannte weg. Er hielt die Arme hoch, schwenkte sie dabei noch, und hinter ihm hetzten zwei Hyänen her, und ausgerechnet jetzt sprang er in die Lücke zwischen zwei geparkten Wagen.

Auch die Hyänen nutzten das aus.

Eine erwischte Bill mit einem Schnappschuß. Es gab einen lauten Krach, als die Bestie auf das Blech der Kühlerhaube schlug und es eindrückte. Die zweite aber hatte den Weg zu ihrem Opfer gefunden. Wir hörten ihr Knurren und das Schreien des Belgiers.

Ich kam von der rechten Seite, war ebenfalls auf die Kühlerhaube gesprungen und sah unter mir im Raum zwischen den Fahrzeugen die Gestalten.

Maurice lag unten. Er hatte seinen Arm glücklicherweise anwinkeln und ihn als Deckung vor seinen Hals halten können, so daß die Hyäne ihn nicht hatte treffen können und sich ihre Zähne in dem Ärmelstoff verfangen. Ich konnte sie nicht verfehlen.

Meine Kugel zerschmetterte ihren Schädel! Die Hyäne aber blieb auf dem Körper des Belgiers liegen, so daß Reuven sie noch wegstrampeln mußte, um freizukommen.

Ich reichte ihm die Hand. Er umfaßte sie und ließ sich von mir auf die Beine ziehen.

Schwankend ging er aus dem schmalen Raum zwischen den beiden abgestellten Fahrzeugen. Seine Augen waren weit geöffnet, das Gesicht schmerzverzerrt, und ich sah den feuchten dunklen Fleck an seiner rechten Schulter.

Dort hatte ihn die Hyäne erwischt. Im Licht meiner Lampe schaute ich mir die Wunde an, während Bill Conolly uns den Rücken deckte, weil doch noch einige Hyänen übriggeblieben waren.

Wenn ich davon ausging, daß acht dieser Tiere hier irgendwo gelauert hatten, waren noch drei übriggeblieben, die sich allerdings versteckt hielten.

»Können Sie den Arm bewegen?«

»Ich glaube ja.« Reuven versuchte es. »Verdammt, ich hätte nicht gedacht, daß sie es doch noch schaffen.« Ein schmerzlicher Ausdruck zeichnete sein Gesicht, weil er den Arm zu heftig bewegt

hatte. »Ich bleibe trotzdem nicht hier«, sagte er keuchend. »Ich will mit, es geht um meine Tochter, begreifen Sie das?«

»Schon. Dennoch würde ich Ihnen abraten.«

Er riß sich los. »Nein, Sinclair, nein. Einmal habe ich mich überraschen lassen, ein zweites Mal nicht mehr. Und wenn ich selbst dabei draufgehe, ich will der Bestie gegenüberstehen, die Ruth unter ihren teuflischen Einfluß gebracht hat.«

Er hatte so überzeugend gesprochen, daß es für mich keinen Sinn ergab, ihn weiterhin vom Gegenteil überzeugen zu wollen. »Dann nehmen Sie wenigstens das«, sagte ich und reichte ihm die Beretta, deren Magazin ich nachgeladen hatte. »Können Sie damit umgehen?«

Die Waffe lag flach auf Reuvens Hand. »Worauf Sie sich verlassen können, Sinclair.«

Ich wünschte mir nur, daß er sich durch seinen Zorn und den Haß nicht zu unüberlegten Handlungen hinreißen ließ. Ich wollte es ihm gerade sagen, als Bill auf den Eingang deutete. »Da sind die letzten drei Hyänen!«

Ich kieselte herum, weil ich mit einem Angriff rechnete. Das war nicht der Fall.

Die Bestien jagten mit weit gestreckten Sprüngen auf den Eingang des Atomiums zu.

Auf uns wirkte diese wie ein Startsignal zum alles entscheidenden Finale...

»Wir sind da«, sagte Adrienne Braun und verließ als erste die Liftkabine. Ihre Freundin ging zögernder und blickte sich scheu um. In der unmittelbaren Nähe stand ein Souvenir-Kiosk. Von der Ansichtskarte über den Bleistift bis hin zum Mini-Atomium war dort alles zu kaufen. Die beiden Frauen waren in die Restaurant-Kugel hochgefahren. Sie wurde am stärksten frequentiert und war auch in mehrere Etagen unterteilt. Essen und Trinken waren darauf

abgestellt, möglichst viele Besucher schnell zu bedienen. Die Leute konnten sich ihre Speisen an großen Büffets in der Kugelmitte aussuchen und sie dann zu den Tischen an den Rändern mitnehmen. Die meisten von ihnen standen neben den breiten Fenslern, von wo aus der Besucher einen prächtigen Blick aus luftiger Höhe über die Stadt Brüssel bekam. Es war schon ein kleines Erlebnis, in der obersten Kugel zu sitzen und weit ins Land hineinschauen zu können. Dafür allerdings hatten Adrienne und Ruth keinen Sinn.

Sie dachten an Radek, an ihren Meister, an das Auge. Und sie hielten sich nicht allein in der Kugel auf. Auch andere Mitbrüder und Mitschwesteren fuhren ins Restaurant hoch. Sie schritten durch die Kugel, begegneten sich, schauten sich an, spürten jeweils die leer wirkenden Blicke des anderen und wußten Bescheid. Manchmal lächelten sie sich zu, sie waren Verschwörer und hatten eine Botschaft in die Welt zu tragen, das verband eben.

Junge und alte Menschen, Männer und Frauen, sie alle hatten sich zusammengefunden, um das letzte Siegel brechen zu sehen. Sie nahmen den Rundweg durch die Kugel und bewegten sich mit eigentümlich langsamen Schritten. Einem neutralen Beobachter wären sie vielleicht vorgekommen wie geführte Puppen, das waren sie im Endeffekt auch. Nur wenn sie lächelten, bewegten sich ihre Lippen zuckend, auf den Gesichtern lag die gespannte Erwartung, denn bisher hatte sich das Auge noch nicht gezeigt. Dabei glaubten sie fest daran, daß der Meister nichts Falsches versprochen hatte. Adrienne und Ruth ließen sich nicht aus den Augen. Sie brauchten auch den körperlichen Kontakt und hielten sich an den Händen gefaßt. Anderen erging es ebenso. Diejenigen, die auch im normalen Leben miteinander harmoniert hatten, zerteilten diese Brücke auch jetzt nicht.

Schritte waren kaum zu vernehmen, da der braune Teppichfilz sie dämpfte. Hin und wieder ein Schleifen, wenn jemand seine Füße

nicht rasch genug in die Höhe bekam, das war auch alles. An den Innenseiten der Kugel und über dem lisch brannten die Lampen. Moderne Strahler, die ihr Licht auch gegen die Scheiben schickten, so daß sie, vom Boden her betrachtet, so wunderbar glänzten.

»Spürst du es schon?« fragte Ruth. Wie alle anderen, so sprach auch sie nur flüsternd, wenn sie etwas zu sagen hatte.

»Meinst du den Einfluß des Meisters?«

»Ja.« Ruth nickte und schaute auf ihre Schuhspitzen.

»Es ist vorhanden, aber ich selbst sehe ihn nicht. Ich... ich es kaum erwarten.«

Ruth drückte die Hand ihrer Freundin fester. »Keine Sorge, Adrienne, das schaffen wir schon.«

Zwei Männer begegneten ihnen. Sie wirkten wie Vater und Sohn. Das Gesicht des Vaters war älter, faltiger. Die Augen lagen tief in den Höhlen, aber sie wirkten nicht alt. In ihnen glühte das tiefe Feuer der Hölle.

Die Frauen schufen den beiden Platz, die nickend an ihnen vorbeischritten.

Vom äußeren Auge war innerhalb der Kugel nichts zu sehen. Es schimmerte auch nicht durch die Außenhaut, strahlte aber seinen Einfluß nach innen ab, was jede Person merkte.

Ruth und Adrienne hatten die Kugel einmal durchkreist. Sie befanden sich wieder nahe des Fahrstuhls, als es geschah. Ein jeder spürte es, und ein jeder spürte es gleich. Es war eine Kraft da, die sich wie Elektrizität in ihren Körper schob. Am Kopf begann es, dann breitete sich die Kraft aus, bis sie es geschafft hatte, die Füße zu erreichen. Ruth ließ Adriennes Hand los, die es kaum wahrnahm, weil sie sich auf das Neue konzentrierte.

Sie war unbeweglich stehengeblieben und hatte den Kopf in den Nacken gedrückt, wobei sich ihr Blick gegen die Decke richtete, als würde dort etwas erscheinen.

»Er kommt!« hauchte Ruth.

Adrienne nickte und lächelte. »Ich spüre es auch. Ich merke seine starke Kraft. Sie steckt in mir. Sie wird uns erfüllen und nie mehr loslassen. Nie mehr, verstehst du?«

»Ja.«

Schlagartig verlöschte das Licht. Es wurde nicht stockfinster, denn durch die breiten Streifen drang noch immer so etwas wie ein Lichtstreifen, der aber sehr schnell versickerte.

Für die Anwesenden war es dennoch hell genug. Sie konnten sich gegenseitig erkennen, wenn auch nur als stumme, schattenhafte Gestalten. Sie standen unbeweglich und warteten. Etwas floß über ihre Gesichter. Woher es kam, war für sie nicht zu erkennen, jedenfalls war es da, berührte ihre Haut und hüllte sie ein in tiefe Schatten.

Blaue Schatten, die auf der Haut tanzten und von ihnen wie ein leichter Windzug zu spüren war. Danach konzentrierten sich die Schatten, sie wanderten auf die obere Kopfhälfte zu und nisteten sich dort ein, wo sich die Augen befanden.

In den Pupillen konzentrierten sie sich und gaben diesen einen völlig anderen Ausdruck.

Den Ausdruck, den auch das gewaltige Auge besaß, das seinen Platz verlassen hatte und mitten im Kaum schwebte. Ohne daß es von den Dienern genau erkannt und verfolgt worden war, hatte das Auge die äußere Hülle verlassen und war nach innen gewandert. Der Meister begann damit, sein Versprechen einzulösen!

Er stand bei ihnen, er schwebte über ihnen, er schaute auf sie herab, sein Blick war scharf, fordernd und gleichzeitig gütig sowie gnädig. Er wußte genau, was er an ihnen hatte, und sie wußten es auch. Die Menschen hatten sich zusammengedrängt. Sie standen nahe des Fahrstuhls und hielten ihre Blicke erhoben, weil jeder von ihnen das Auge sehen wollte, um die Botschaft des Meisters empfangen zu

können.

Es stand übergroß in der Luft, wie gezeichnet. In einem kalten Blau die Pupille, um sie herum der blaßrote Streifen, in den Winkeln mehr konzentriert. Ein Auge ohne Wimpern, mehr eine kalte Lampe, und den gleichen Ausdruck bekamen auch die Augen der Versammelten. Sie veränderten sich derart, daß sie dem ihres Meisters voll und ganz glichen.

Für einen neutralen Betrachter hätten die Menschen furchtbar ausgesehen. Ihre Gesichter waren die gleichen geblieben, wenn auch die Haut von den Schatten überdeckt wurde. Dadurch aber traten die Augen viel stärker hervor, sie wurden zu kalten leblosen Instrumenten und waren in nichts von denen des Meisters zu unterscheiden. Der Meister blickte auf sie herab, sie schauten hoch, sie waren hörig, und nichts anderes hatte das Mordauge gewollt.

Radek wußte genau, wann seine Diener reif waren. Jetzt hatten sie den Zeitpunkt erreicht.

Plötzlich sprach er mit ihnen. Seine Stimme war überall. Sie verteilte sich innerhalb der Kugel, als würde sie aus mehreren Lautsprechern dringen.

»Ihr seid gekommen«, sagte er, »ihr habt meinen Ruf erhört, und dafür danke ich euch. Wir sind die unheimliche Macht, wir sind die Träger des Bösen, und wir sind diejenigen, die mithelfen, die neun Höllenkreise auf dem Erdball zu verteilen. Jede Kugel steht für einen Kreis. Neun Kugeln, neun Kreise. Die Menschen wollten damals der Technik ein Denkmal setzen, deshalb haben sie das Atomium geschaffen. Sie dachten an einen Sieg, aber sie irrten sich. Nicht die Technik oder der Mensch siegt, sondern das, was schon seit Beginn der Zeiten seine Existenzberechtigung gehabt hatte — die Magie! Und ich bin von der Hölle ausersehen worden, die Botschaft weiterzutragen. Wenn die neun Höllenkreise von euch gehalten werden, kann der Teufel zu einem gewaltigen Schlag ausholen. Dann

wird das eintreten, was der Seher Nostradamus als das letzte Siegel bezeichnet hat. Wird es gebrochen, so wird die Erde in einem Chaos aus Feuer und Gewalt versinken, und aus den Trümmern und über die toten Leiber hinweg wird Luzifer steigen, um auch sein Reich des Bösen zu schaffen. Noch hält das Siegel. Ihr aber seid vorgesehen, es brechen zu helfen. Deshalb werde ich euch von dieser Stelle aus in die Welt schicken, die in neun Höllenkreise der Schwarzen Magie aufgeteilt wurde. Mit meiner Kraft ausgestattet werdet ihr die Vorbereitungen für die große Apokalypse treffen. Ich habe mich lange genug versteckt gehalten, doch nun ist die Zeit gekommen, um ans Licht zu treten. Die Hölle hat viele Helfer, aber nur wenig starke. Ich habe erlebt und gehört, wie die Teufelsdiener sterben mußten, weil sie es nicht verstanden, ihre Macht einzusetzen. Ich habe durch die Mordaugen ein Zeichen gesetzt. Die Magie hat die Technik übernommen. Niemand, der nicht eingeweiht ist, ahnt, daß sich das Atomium bereits in meiner Hand befindet. Ich habe es durch eine magische Zone gesperrt. Nur gewisse Menschen können erkennen, was sich an den Kugeln tatsächlich getan hat, die anderen sehen die Augen erst gar nicht. Doch ihr habt sie nicht nur zu Gesicht bekommen, ihr erlebt auch deren Kraft, die jetzt auf euch übergeht. Niemals werdet ihr die Mordaugen von Brüssel vergessen, das schwöre ich euch.«

Sie hatten den Worten ihres Meisters stumm gelauscht, beobachtet von dem über ihnen schwebenden Auge.

Jetzt hatten sie die Botschaft gehört, und sie mußten die Worte zunächst verarbeiten.

Sie bewegten sich, schauten sich an und nickten sich zu. Einverständnis in den Blicken.

Ja, sie würden ihm treu sein.

Adrienne Braun war die erste, die das nachdenkliche Schweigen unterbrach. »Sollen wir nur so herumstehen und nichts sagen?« rief

sie laut. »Nein, meine Freunde, wir werden ihm zeigen, wie es um uns steht, daß wir mit ihm den Weg gemeinsam gehen werden. Sagen wir es ihm!«

Sie hob ihre Stimme an. »Meister, du hast uns auf den dunklen Pfad geführt. Wir werden ihn nie verlassen, solange deine Kraft in uns steckt, das schwören wir dir bei allem, was uns jetzt heilig ist. Denn das bist du, du allein, Meister!«

»Ja, ja, ja!«

Die anderen stimmten in diesen Ruf mit ein, der zu einem brausenden Donnerhall wurde und die Kugel völlig ausfüllte. Nicht nur in dieser Kugel stimmten die Getreuen ihrem Meister zu. Auch diejenigen, die sich in den anderen acht versammelt hatten und sich zu einigen gewaltsam Eintritt verschafft hatten, brüllten ihre Zustimmung hinaus. Der Meister genoß die Jubelrufe. Der schwarzmagische Guru hatte nichts anderes erwartet. Erfreute sich über diese Zustimmung. Zu erkennen war es am Ausdruck seines Auges, das sich verändert hatte. Es war dunkler geworden, und gleichzeitig hatte sich die hellrote Farbe noch verstärkt.

Minutenlanger Beifall durchtoste die Kugel. Erst als er verebbte, meldete sich Radek wieder.

»Ich freue mich, daß ihr bereit seid, die Höllenkreise in aller Welt zu vertreten, aber stellt es euch nicht so einfach vor, meine lieben Freunde. Auch wir haben Gegner...«

Er ließ den letzten Satz besonders wirken und wartete die Reaktionen ab, die auch prompt eintraten.

»Wer?« schrie ein Mann. »Wer wagt es denn, sich uns und dir entgegenzustellen?«

»Es sind Menschen!«

Jemand lachte schrill. »Ein Mensch gegen die Hölle? Wie kann es einer nur aufnehmen?«

»Er ist nach Brüssel gelockt worden.«

»Von wem?« rief Ruth Reuven.

Das Auge unter der Decke drehte sich plötzlich. Ruth hatte das Gefühl, daß es nur sie anblickte. Sie bekam einen roten Kopf und hätte sich am liebsten verkrochen, denn auch die Blicke der anderen richteten sich auf sie.

»Du müßtest es wissen!«

»Nein, Ich...«

»Es war dein Vater. Er hat die Augen gesehen und seine Konsequenzen gezogen. Ich weiß genau, daß sie aus London gekommen sind, um mich zu vernichten. Ich habe sie bereits gesehen.«

Stille breitete sich aus. Einige rückten von Ruth Reuven ab, als wäre sie zu einer Aussätzigen geworden.

Plötzlich entstand eine Insel um sie herum.

Selbst Adrienne zog sich zurück. »Du?« fragte sie. »Du hast es getan? Du hast uns verraten?«

»Nein, ich...« Sie schüttelte den Kopf, schaute in die Gesichter und sah nur die satanische Kälte in den Augen, aber kein Verständnis oder Mitleid. Das gab es nicht mehr. Die Eigenschaften, die den Menschen ausmachten, waren verschwunden, denn die Hölle und deren Diener dachte anders.

»Du hast es getan!« schrie jemand. Er streckte den Arm aus und wies anklagend mit dem Finger auf Ruth.

»Neiiiiinnnn!« Sie zogen den Kreis wieder enger. Auch Adrienne kam zurück, aber Ruth spürte, daß sich die Freundin bereits innerlich von ihr getrennt hatte. Sie war zu einer Gegnerin geworden.

»Laßt sie!« erklang die Stimme des Meisters. »Sie kann wirklich nichts dafür. Sie ist in eine Kette hineingezogen worden, die ich selbst gebaut habe. Die Gegner sind hier, ich weiß es. Und da ich es weiß, ist es auch leicht für uns, sich mit ihnen zu befassen. Wir werden sie stellen, und wir werden sie vernichten!«

Die Sätze hatten die anderen abgelenkt. Sie lauschten wieder, bis auf Ruth, die sich an Adrienne wandte und nach deren Handgelenk faßte.

»Du glaubst mir doch, nicht?«

Adrienne schaute sie kalt an. »Was gewesen ist, können wir vergessen«, sagte sie. »Unsere Freundschaft zählt nur so lange etwas, wie wir auch gemeinsam dem Meister dienen.«

»Das tun wir doch!« zischte Ruth.

»Aber du hast uns verraten!«

»Nein!« Ruth heulte das Wort. »Ich konnte doch nichts dafür. Es waren Zufälle, der Meister hat es selbst gesagt.«

Seine Stimme nahm an Lautstärke zu, so daß auch Adrienne abgelenkt wurde und wieder zuhörte. »Es war vielleicht gut so, daß alles so gekommen ist. Ich bin sicher, daß unsere Feinde den Weg bereits zu uns gefunden haben.«

»Dann sind sie hier?« schrie die alte Frau mit Lockenwicklern, die den Freundinnen schon draußen aufgefallen war.

»Ja.«

Mit dieser Antwort hatten nicht viele gerechnet. Jemand lachte laut auf.

»Sie wagen es? Sie haben es tatsächlich gewagt, dieses Refugium zu betreten?«

»So ist es«, antwortete der Meister.

»Dann gibt es nur eins.«

»Töten!« brüllte Ruth.

»Ja, töten!« schrie auch Adrienne.

Die anderen stimmten ebenfalls mit ein. Sie kannten nur dieses eine Wort, das sie immer wieder aus rauen Kehlen gegen die Decke schmetterten.

TÖTEN!

»Hört auf!« schrie der Meister, und sofort verstummten sie. »Ihr

könnt sie töten, aber ich möchte dir, Ruth, noch eins sagen. Diebeiden Engländer sind nicht allein gekommen. Sie sind zu dritt.«

»Na und?« schrie Ruth. »Sind wir nicht trotzdem in der gewaltigen Überzahl?«

»Willst du nicht wissen, wer die dritte Person ist?«

»Sag es mir!«

»Es ist dein Vater!«

Plötzlich wurde es still. Auch Ruth konnte nichts mehr sagen. Sie trat einen Schritt zurück, stieß eine hinter ihr stehende Person an und wurde so aufgehalten. »Dein Vater!« wiederholte Radek.

Ruth nickte. »Ja, ich habe es gehört!« Ihr Blick suchte Adrienne, doch die Freundin schaute sie nur kalt an, sie konnte ihr nicht helfen.

»Du weißt, was es bedeutet?«

»Sicher!«

»Auch er muß getötet werden!« sprach der Meister. »Auch er. Und ich möchte, daß du es übernimmst, Ruth. Mache du den Anfang. Töte deinen Vater, und beweise uns so deine Treue. Bist du bereit?«

Ruth ballte die Hände zu Fäusten und hob die Arme ein wenig an. »Ja, ich bin bereit!«

Kalt, leer und abweisend wirkte die Halle am Fuße des Atomiums. Wir waren durch die Glasreste der zerstörten Tür gegangen, und noch jetzt knirschten Splitter unter unseren Sohlen.

Ich hielt mein Kreuz in der Hand. Seine Farbe hatte sich verändert. Aus dem Nichts waren die tiefblauen, fast schwarzen Schatten erschienen und hatten die Umrisse genau nachgezeichnet. Mir kam es vor wie eine unheimliche Warnung, eine Drohung, jetzt nichts mehr zu versuchen. Ich mußte schlucken. Natürlich konnte ich mir denken, wo sich die Diener der unheimlichen Macht verteilt hatten. Sie mußten in den Kugeln stecken, wo die Kraft der Augen besonders stark war. Wie viele es waren, darüber konnte ich nur spekulieren.

Vielleicht 100 oder noch mehr, jedenfalls würde uns eine geballte Masse irregeleiteter Menschen gegenüberstehen, und das war schlecht. Wir konnten gegen sie längst nicht so angehen wie gegen normale Dämonen, denn wir mußten immer daran denken, daß wir Menschen vor uns hatten. Bill dachte ähnlich wie ich. »Welchen Plan wir auch verfolgen, John, es wird nie der richtige sein.«

»Bis auf einen!«

»Welchen?«

»Wir müssen den Drahtzieher des Ganzen finden.«

»Ja, den Neunäugigen.«

Ich lächelte knapp. »Ob er neun Augen besitzt, weiß ich nicht. Aber irgendwo muß er sich versteckt halten.« Ich streckte mein Kreuz vor.

»Schau es dir an. Hier kämpfen bereits die verschiedenen Kräfte gegeneinander. Das Silber hat sich verdunkelt.«

»Es wehrt sich eben gegen die Apokalypse«, flüsterte der Reporter.

»So weit möchte ich es nicht kommen lassen.«

»Okay, durchsuchen wir die Kugeln.«

»Aber ich nicht!« meldete sich Maurice Reuven.

Damit überraschte er uns beide. Wir schauten ihn kopfschüttelnd an.

»Wieso nicht?«

Er kam näher. Verbissen sah er aus. Die Wunde an seiner rechten Schulter näßte. Er hätte eigentlich in ärztliche Behandlung gehört. Daß er trotzdem durchhalten wollte, konnte ich verstehen. Mir wäre es auch nicht anders ergangen, hätte es sich dabei um meine Tochter gehandelt.

»Ich will meine Tochter zurückhaben, Sinclair, verstehen Sie das? Meine Tochter. Sie sind kein Vater, und Sie können deshalb auch nicht verstehen, wie es in einem Menschen wie mir aussieht.«

»Das kann ich gut.«

»Und ich ebenfalls«, erklärte Bill, »da ich selbst einen Sohn habe,

um dessen Leben ich schon oft genug bangen mußte. Aber man darf auch als Vater die Realitäten nicht vergessen.«

»Keine Sorge, die vergesse ich schon nicht«, erklärte er. »Deshalb will ich sie ja finden!«

Maurice Reuven bekam den Ausdruck in seinen Augen, wo es einem anderen unmöglich ist, den Menschen vom Gegenteil zu überzeugen. Es gibt einen Punkt, wo jeder mit dem Kopf durch die Wand will. Das war bei Bill Conolly und bei mir auch nicht anders.

»Wo kann sie stecken?« fragte ich.

»Keine Ahnung.« Reuven schaute gegen die Decke, als würde er dort seine Tochter sehen. »Sie ist bestimmt in einer der Kugeln. Den meisten Besuch hat die oberste Kugel, in der sich das Restaurant befindet. Vielleicht steckt sie dort.«

»Das ist eine Annahme.«

»Ich fahre trotzdem hoch.«

»Vorausgesetzt, der Lift funktioniert.«

»Wenn nicht, nehme ich die Treppe!« schrie Reuven und stampfte mit dem rechten Fuß auf.

»Seid mal ruhig!« zischte Bill.

Er mußte etwas gehört haben, was wir nicht vernommen hatten, das sahen wir an seiner Haltung. Vornübergebeugt stand er da und starrte ins Leere, war aber sehr konzentriert.

»Was ist denn?«

Bill schüttelte den Kopf. »Eine Stimme, John«, antwortete er flüsternd.

»Irgendeine Stimme.«

»Welche?«

»Ich weiß es nicht. Ich kann auch keine Worte verstehen, aber ich glaube, daß es unser Gegner ist.«

Auch ich lauschte jetzt und mußte Bill nach einigen Sekunden recht geben, denn da hatte auch ich diese Stimme vernommen. Es war ein

Schall, mehr nicht. Nur sehr schwach erreichte er meine Ohren, wobei ich die Richtung, aus derer klang, nicht feststellen konnte.

»Als wäre sie überall!« meinte Bill.

»Das ist sie auch«, stimmte Maurice ihm zu. Er hatte die Stimme ebenfalls gehört. »Sie ist überall, das kann ich euch versprechen.« Er lief mit entschlossenen Schritten auf die metallisch glänzende Lifttür zu und drückte den Knopf, um den Fahrstuhl nach unten zu holen. Er kam. Beinahe lautlos schob sich die Tür zurück, so daß er einsteigen konnte.

Ich zögerte noch, aber Bill wollte ihn nicht allein fahren lassen, blieb jedoch auf der Schwelle stehen und unterbrach damit den unsichtbaren Strahl. »Willst du nicht kommen, John?«

Sollte ich, sollte ich nicht? Vielleicht war es besser, wenn ich mit der Suche an einer anderen Stelle begann. Aber wo genau? Da ich dies nicht wußte, war es besser, wenn ich ebenfalls mit zur Restaurant-Kugel hochfuhr.

»Gut«, sagte ich.

Bill gab den Weg frei. Neben der Schaltertafel lehnte Maurice Reuven. Er zitterte vor Nervosität und Spannung. Seine Augen hatten einen starren Ausdruck bekommen, über sein Gesicht rann der Schweiß. Auch Bill betrachtete ihn mit Sorge. Es war bestimmt falsch, wenn wir ihn jetzt allein ließen.

Reuven hatte schon gedrückt.

Wir merkten den Ruck kaum, als sich der Lift in Bewegung setzte. Er gehörte zu den weichen und gleichzeitig schnellen Aufzügen, die ihr Ziel innerhalb kurzer Zeit erreichten.

Wir schauten uns an, warteten, ich hielt das Kreuz noch in der Hand und spürte die Hitze, die das Metall auf meine Finger abgab. Etwas war geschehen.

Ich handelte sofort.

Zielsicher fand mein Finger den roten Stoppknopf. Eine kurze

Berührung reichte, der Lift ruckte nicht einmal nach, als er zum Stillstand kam und wir uns dann anschauten.

»Was haben Sie jetzt gemacht?« schrie Reuven. »Wollen Sie mich nicht zu meiner Tochter lassen?« Er sprang auf mich zu, wollte mir an den Kragen, ich stieß ihn zurück.

»Fahren Sie weiter, Reuven, und du auch Bill. Ich werde den Lift hier verlassen.«

»Weshalb?«

»Das Kreuz hat sich erwärmt. Er muß in der Nähe sein.« Wir befanden uns in der mittleren Kugel. »Kann die betreten werden?«

»Ja, ich glaube. Es gibt hier eine Wetterstation.«

»Danke, das wollte ich wissen.«

Bevor die anderen noch eine Frage stellen konnten, hatte ich den Lift bereits verlassen.

Ich drehte mich nicht mehr um.

Bill und Maurice schauten auf die Tür, die sich wieder schloß.

»Warum bist du bei mir geblieben?« fragte der Belgier.

Bill grinste schief. »Einer muß ja darauf achten, daß du keine Dummheiten machst!«

»Wie meinst du das denn?«

Bill zog seine Beretta. »Das wirst du gleich sehen!« Sie fuhren wieder an. »Willst du... willst du die Leute erschießen?«

»Eigentlich nicht.«

»Hüte dich. Wenn meiner Tochter etwas geschieht, werde ich dich zur Rechenschaft ziehen.«

»Keine Sorge, Maurice, ich gebe schon acht.«

Ihr Disput verstummte, als sie die oberste Kugel erreicht hatten, in der sich das Restaurant befand. Mit einer fahrigen Bewegung wischte Reuven sich den Schweiß von der Stirn. Er schüttelte die Hand, Tropfen fielen zu Boden.

Bill hatte seine Waffe wieder weggesteckt. Er wollte durch sie

nicht unnötig provozieren. Beide Männer starrten auf die Tür. Langsam wich sie zurück.

Innerhalb einer kurzen Zeitspanne vergrößerte sich der rechteckige Ausschnitt. Ihr Blick fiel in keinen Gang, dafür direkt in das Restaurant, wo sie sofort das unter der Decke schwebende, große, alles beherrschende Auge sahen. Klar, grausam und satanisch feuchtete die Pupille. Sie war umgeben von einem roten, schleierhaften Streifen, der wie verdünntes Blut wirkte und sich in den Winkeln konzentrierte.

Und sie sahen die Diener der unheimlichen Macht. Sie standen nicht weit vom Lift entfernt, wo sie sich aufgebaut hatten wie eine Mauer aus Menschenleibern. An einer Seite wurden sie von dem jetzt leeren Speisebuffet gedeckt, hinter ihnen lag der Andenkenkiosk im Dunkeln. Es brannte keine einzige Lampe. Durch die halbrunden Fensterscheiben sickerte trotzdem etwas Licht. Die breiten Streifen verloren sich allerdings sehr bald auf dem dunklen Boden, als würden sie von ihm verschluckt.

Maurice wollte vorlaufen, aber Bill hielt den Mann zurück. Er hatte sich in den Strahl gestellt, damit die Tür nicht zufiel. »Warte noch, überlaß alles mir.«

»Bon, aber meine Tochter...«

»Wenn sie sich hier aufhält, werden wir sie auch finden!« erklärte der Reporter. Als erster verließ er den Lift. Bill war nicht wohl zumute. Auch er spürte die innere Spannung, die einen gewaltigen Druck auf ihn ausübte. Er hatte seine Lippen zusammengepreßt, der Blick zeigte eine gewisse Starre. In seinen Augen lag ebenfalls ein kaltes Licht. Hinter sich hörte er das scharfe Atmen des Belgiers und hoffte, daß der Mann sich an die Regeln hielt und keinen Unsinn machte oder noch durchdrehte.

Auch der Reporter spürte die gewaltige Kraft des Auges. Sie war

etwas Besonderes, eine Strahlung, die ihn erreichte. Dünne Nadeln schienen in seinen Kopf zu dringen. Diese Macht wollte ihn übernehmen, aber der Reporter wehrte sich dagegen. Er baute eine innerliche Barriere auf, hoffte darauf, stark genug zu sein, um den satanischen Blicken widerstehen zu können.

Hinter ihm fiel die Tür wieder zu. Bill bekam das Gefühl, in einem Gefängnis zu stecken, und die Gestalten vor ihm waren nichts anderes als drohend dastehende Wächter.

Er konnte sie nicht einzeln erkennen. Dennoch spürte er die Welle der Feindschaft, die ihm entgegenschlug, und ein kalter Schauer rieselte über seinen Rücken.

Auch Maurice kam. Zum Glück hatte er auch seine Waffe steckenlassen. Dicht neben Bill baute er sich auf. Sein Atem floß scharf und stoßweise über die Lippen. Es war klar, daß er seine Tochter suchte, doch im Dämmerlicht war es schwer, überhaupt jemanden aus der Masse heraus zu identifizieren.

Sie taten nichts. Standen da, starrten und warteten, daß die beiden Ankömmlinge die Initiative ergriffen.

Das Schweigen hielt noch an. Bill schielte nach rechts, wo Maurice Reuven stand. Der Belgier bewegte nervös seinen Mund, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Sogar den säuerlichen Schweißgeruch nahm der Reporter wahr.

Bis ein Mann aus den Reihen der Diener seine Stimme erhob. »Sie gehören nicht zu uns. Es sind Fremde. Wir können nicht zulassen, daß sie eindringen. Wir müssen sie hinauswerfen!«

»Oder töten!« sagte eine Frau.

Als Maurice die Stimme hörte, da zuckte er zusammen, als hätte ihn jemand geschlagen. Bill ahnte schon, was kam, und er hielt den Bekannten fest.

»Ruth! Himmel, du bist es, Ruth!« Keuchend drangen die Worte aus dem Mund des Mannes. »Wo... wo steckst du?«

»Wer ist das?« rief jemand.

»Mein Vater!«

Wieder antwortete Ruth. Sie mußte in der Mitte der Versammlung stehen.

Eine Frau lachte hoch und hell, bevor sie sagte: »Das hast du doch so gewollt, Ruth. Dein Vater sollte kommen. Du wolltest ihm doch zeigen, daß du zu uns gehörst. Jetzt hast du die Chance!«

Bill kannte die Frau nicht, die gesprochen hatte, dafür aber Maurice. »Du bist auch hier, Adrienne?«

»Sicher! Wir haben schon immer zusammengehalten, das hat sich auch jetzt nicht geändert. Gemeinsam werden wir über den dunklen Pfad wandeln in ein Reich, das dir verschlossen bleibt.« In der Reihe entstand Bewegung, als Adrienne sich vorschob. Einen halben Schritt vor der Mauer aus Menschen blieb sie stehen. Sie war ziemlich klein, ihr dunkles Haar umgab den Kopf wie ein Vorhang. Das Gesicht leuchtete ungewöhnlich bleich, mit einem bläulichen Schimmer versehen. »Ich bin hier, Maurice. Deine Tochter und ich sind zusammen gefahren, und ich erinnere mich auch an das Versprechen, das Ruth vor nicht langer Zeit uns allen hier gab.«

»Welches Versprechen?« fragte Maurice schnell, bevor Adrienne weitersprechen konnte.

»Ruth wollte die Verräter töten. Und unter diesen Verrätern oder Feinden befindet sich auch ihr Vater. Verstehst du nun, Maurice? Deine Tochter wird dich vernichten! Und wir alle werden ihr helfen. Ihr habt keine Chance!«

Bill Conolly war ja auf einiges gefaßt gewesen, diese Worte aber hatten auch ihn geschockt. Er spürte, wie sein Blut aus dem Gesicht verschwand. Wahrscheinlich war er bleich wie eine Leinwand geworden. Reuven konnte es nicht glauben. »Das... das darf nicht wahr sein!« ächzte er. »Meine Tochter, mein eigen Fleisch und Blut will mich umbringen?«

»So ist es!«

»Das soll mir Ruth selbst sagen.«

»Bitte, wie du willst!« Adrienne Braun drehte sich um. Sie hob den rechten Arm und winkte. »Komm her, Ruth, dein Vater will es dir nicht glauben.«

Bill schaute nicht auf die Menschen, er hatte seinen Blick gegen das Auge gerichtet und glaubte, so etwas wie Triumph innerhalb der Pupille schimmern zu sehen.

Ruth Reuven schob sich vor. Man schuf ihr bereitwillig Platz, unterstützte sie sogar noch mit gezischelten Worten, aus denen reiner Haß durchklang.

Maurice stand auf dem Fleck, wie vom Blitz getroffen. Er hatte nur Augen für die schmale Frauengestalt, die den letzten Schritt mit einer gleitend wirkenden Bewegung zurücklegte und neben Adrienne Braun stehenblieb. Sie hob den Blick. »Ich bin es tatsächlich, Vater! Glaubst du es nun?«

Reuven nickte. »Ja, jetzt...«

»Ich habe auch etwas versprochen.«

Reuven schüttelte den Kopf. »Das kannst du nicht tun, Kind. Ich bin dein Vater. Du darfst mich doch nicht töten. Allein der Gedanke daran ist schon eine Todsünde.«

Ruth lachte ihn aus. Das schmerzte Maurice, als er dieses widerliche Geräusch hörte. »Wie oft haben Kinder ihre Eltern schon getötet? Du brauchst nur die Zeitungen aufzuschlagen. So etwas findest du immer wieder.«

»Es sind Ausnahmen.«

»Kann sein. Dann kommt in dieser Nacht eben noch eine Ausnahme hinzu, Vater.«

Reuven wandte sich an den Reporter. »Bill«, sagte er, »das kann doch nicht wahr sein. Das ist der reine Wahnsinn. Daran glaube ich einfach nicht. Nein, das ist...«

»Wohl eine Tatsache!«

»Dein Bekannter hat recht«, sagte Ruth. »Er sieht die Dinge wesentlich realistischer.«

Maurice wollte es trotzdem nicht hinnehmen. »Nein«, sagte er, »ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben, Ich... ich... du bist meine Tochter, du kannst diesen Weg nicht gehen. Du bist mein Fleisch und Blut. Man hat dich falsch geleitet. Ganz bestimmt hat man das. Ja, du bist zum Bösen verführt worden.«

»Glaubst du das?«

»So wie ich es dir gesagt habe!«

»Und wer hätte dich dorthin bringen sollen?«

Wenn ein Mensch etwas nicht wahrhaben wollte, suchte er nach Ausreden, nach Möglichkeiten. Maurice Reuven erging es nicht anders. Er hatte einen Sündenbock gefunden. »Sie war es!« schrie er und deutete auf Adrienne.

»Ich?« Die dunkelhaarige Frau lachte. »Was bist du nur für ein Idiot. Nein, es ist unser Meister gewesen, der...«

»Du warst es!« brüllte Reuven und drehte plötzlich durch. Es geschah so schnell, daß selbst Bill Conolly nicht mehr dazu kam, ihn vor dieser schrecklichen Dummheit zu bewahren.

Innerhalb einer winzigen Zeitspanne hatte Reuven die ihm von Sinclair überlassene Beretta hervorgeholt, die Mündung auf Adrienne Braun gerichtet und abgedrückt.

Es war ein fahler Mündungsblitz, der für einen Moment aufleuchtete und dann zusammenfiel. Jeder war geschockt. Selbst die Veränderten. Sie hörten alle den Wehlaut über Adriennes Lippen dringen und sahen zu, wie die Frau getroffen zusammenbrach...

Ich hatte die Kabine verlassen und blieb schon nach zwei Schritten stehen, um meine Umgebung wahrzunehmen. Ein kühler Geruch wehte in meine Nase. Keine Lampe brannte, ich konnte trotzdem

etwas erkennen, denn in der Kugel schwebte kalt aus der Pupille hervorleuchtend das Auge.

Es schaute auf mich nieder, und nicht allein auf mich, denn es befanden sich noch andere Menschen innerhalb der Kugel.

Männer und Frauen, dunkel und schemenhaft wirkende Gestalten, die dicht beisammen standen, aber nichts taten, sondern abwarteten und mich anstarrten.

Sie hatten gewartet, gelauert. Durch die Fenster fiel ein schales Licht und traf ihre Rücken. Die Gesichter waren mir zugekehrt, nicht mehr als helle Flecken inmitten der grauen Dunkelheit, die einen bläulichen Schimmer bekommen hatte.

Noch taten sie nichts. Ihre Feindschaft aber spürte ich körperlich. Sie traf mich wie ein böser Hauch, nur sah ich meinen eigentlichen Gegner nicht, den Initiator des Ganzen. Er hielt sich wohlweislich im Hintergrund, aber er konnte mich erkennen. Hinter dem Auge sah ich eine Glasscheibe. Jenseits davon standen Geräte, die von Wetterkundlern benutzt werden. Das alles nahm ich bei einem knappen Rundblick in mich auf, wie auch die Tür, die wahrscheinlich zu einem der Gänge führte, einer Verbindung zwischen den Kugeln. »Wo ist er?« fragte ich.

Eine Antwort bekam ich nicht. Die Masse Mensch schwieg mich einfach an und belauerte mich mit kalten Blicken.

Ich trat einen Schritt vor. »Wo?«

»Hier!«

Auf einmal war die Stimme da. Sie wirkte schon jetzt wie ein Echo, als wäre sie aus einem schlecht eingestellten Lautsprecher gedrungen. Aber es hatte kein Mensch zu mir gesprochen, sondern das über mir schwebende Auge. Das Zeichen des Bösen.

Ich blieb unbeweglich stehen. Zwei Schweißtropfen rannen in kalten Bahnen meinen Rücken hinab. Die Luft schien mit Elektrizität gefüllt zu sein und zu knistern.

Sehr vorsichtig und ohne noch großartig den Kopf zu heben, schielte ich in die Höhe.

Die Pupille hatte sich noch mehr verdunkelt und die Farbe meines Kreuzes angenommen. »Ich bin Radek«, sagte das Auge. In meiner Antwort klang Spott durch. »Ein Auge, das einen Namen hat?«

»So ist es. Neun Augen, neun Höllenkreise. Jede Kugel ist ein Kreis. In jeder Kugel haben sich meine Diener versammelt, die ich bald in die Welt schicken werde, um die Apokalypse vorzubereiten. Für sie ist das letzte Siegel bereits gebrochen, für die Menschen wird es sich erst noch öffnen. Dann steht die Welt vor einem Untergang, dann wird das Böse furchtbar zuschlagen.«

»Wer ist dein Herr?«

»Der Teufel!«

»Asmodis?«

»Nein, Luzifer. Ich habe ihm schon immer gedient, obwohl es manchmal anders ausgesehen hat. Ich war sein Maulwurf, der sich versteckt hielt und die anderen nicht merken ließ, was sich tatsächlich in ihrer Mitte befand.«

Ich nickte dem Auge zu und erwiderte: »Ich habe es mir denken können. Du besitzt zwei Namen, nicht wahr?«

»Hast du mich erkannt?«

»Ja, Gabaon, ich habe dich erkannt!«

Ein schauriges Lachen hallte auf uns nieder. »Gut, Sinclair, gut. Ja, du hast mich tatsächlich erkannt. Ich bin der Anführer der Kartharer gewesen. Der letzte aus dieser Sekte, die vor Hunderten von Jahren vernichtet und ausgerottet wurde. Um zu überleben, habe ich mich dem reufeil angeschlossen, und die Hölle hat mein Flehen erhört. Sie ließ mich am Leben, so daß es mir gelang, in all der Zeit eine neue Gemeinschaft aufzubauen. Ich konnte die Mönche von den alten Idealen der Kartharer überzeugen, wobei sie nicht ahnten, was ich tatsächlich im Schilde führte. In der Nacht, als sie schliefen, habe ich

sie zu Dienern des Teufels gemacht, ohne daß sie es merkten, denn ich gab ihnen den höllischen Zauber der Hyäne. Sie waren Hyänen und Menschen zugleich, verstehst du das? Aber das brauche ich dir nicht zu erklären, du hast es ja selbst erlebt. Mensch und Hyäne. Welch ein Wechsel! Welch eine teuflische Symbiose. Schon immer habe ich an die neun Höllenkreise gedacht. Ich war ein Befürworter der Offenbarung, der Apokalypse, und ich werde dafür sorgen, daß sie auch in der Praxis eintritt.«

»Falls ich dich nicht stoppe!«

»Wie willst du das machen?«

»Ich kann dich vernichten. Ich werde dein Auge zerstören...«

»Es bleiben noch acht andere!«

Da hatte er recht. Deshalb wollte ich versuchen, ihn aus der Reserve zu locken. »Wenn du so mächtig bist, wie du vorgibst, dann komme her und zeige dich mir. Nicht nur in der Gestalt des Auges, sondern in deiner wirklichen wie im Kloster.«

»Und dann?«

»Wird sich herausstellen, welche der beiden Mächte die stärkere ist!«

War er feige, so wie viele Dämonen, die andere vorschickten, sich selbst aber tunlichst zurückhielten? Ich hoffte, daß Gabaon eine Ausnahme darstellte und sich dabei auf die Rückendeckung seiner zahlreichen Diener verließ.

»Gut«, hörte ich das Auge »sprechen«. »Ich werde erscheinen. Radek/Gabaon ist noch nie vor einem Gegner davongelaufen, auch wenn er starke Waffen besitzt.«

»Ich warte.«

Das Auge blieb, denn der Höllenkreis mußte die Menschen noch stärker unter seine Knute zwingen. Sekunden vergingen. Ich behielt die Diener des teuflischen Abts im Blick. Sie rührten sich nicht von der Stelle, sprachen auch nicht, sondern warteten ab.

Wo würde er sich zeigen?

Nicht nur ich erschrak, auch die Diener zuckten zusammen, als schräg hinter mir plötzlich die Tür aufflog. Es war die Verbindung zu einem der Gänge. Ich drehte mich auf der Stelle und sah Radek auf der Schwelle stehen wie einen König...

Zunächst einmal geschah nichts. Wir schauten uns an, maßen unsere Kräfte mit den Blicken, und ich erkannte innerhalb seines Gesichts das kalte Lächeln.

Ja, er war der Mann, den ich auch im Kloster rücklings über dem Altar hatte liegen sehen.

Das gleiche Gesicht, die gleiche Kälte in den Augen, der böse Blick, das Wissen um Tod und Verderben und auch der Haß, der mir aus seinen Augen entgegenstrahlte.

Das war es nicht einmal, was mich so schockte. Selbst die drei letzten Hyänen nicht, die ihn umgaben. Es waren vielmehr die neun kleinen Augen, die ihn wie Bälle umschwebten oder eben Ringe. Er trug einen dunklen Mantel, der einen archaischen Schnitt zeigte und der Kleidung des ausgehenden Mittelalters sehr nahe kam. Der Umhang war hochgeschlossen, aus den weiten Ärmeln schauten Hände mit langen, bleich wirkenden Fingern hervor, die mich an Krallen erinnerten. Die fahle Gesichtshaut glich der Farbe des Haares. Die ihn umgebenden Augen strahlten ein kaltes Licht ab. Jetzt wußte ich, woher ich diesen satanischen, tiefblauen Schein kannte. Ich hatte des öfteren das eiskalte Engelsgesicht des absoluten Herrschers der Hölle gesehen. Genau diese Farbe hatte auch Luzifers Gesicht aufgewiesen. Er und Gabaon gehörten tatsächlich zusammen.

Mich schauderte, als ich daran dachte und vernahm Gabaons leises, hartes Lachen. »Damit hast du nicht gerechnet. Ich bin gekommen, um es meinen Dienern zu zeigen, wie ich es schaffe, auch meinen stärksten Feind zu vernichten. Daß wir Feinde sind, habe ich ebenso

wie du schon gespürt, als wir uns im Kloster zum erstenmal trafen.«

»Ich weiß, Radek!«

»Den Namen legte ich mir zu, um mich zwischen den normalen Menschen, ohne aufzufallen, bewegen zu können. Gabaon ist eben zu außergewöhnlich, du verstehst.«

»Töte ihn doch!« zischte eine böse Stimme aus den Reihen seiner Diener.

»Das werde ich auch«, sagte er, ging einen Schritt zurück und winkte mir gleichzeitig mit seinem rechten knöchigen Zeigefinger zu.

»Komm schon zu mir. Los, komm her! Du wolltest es austragen. Jetzt ist es soweit...«

Ich folgte ihm, er ging zurück, aber die drei Hyänen nicht. Sie wollten ihn verteidigen...

Es wurde totenstill!

Selbst Maurice Reuven zeigte sich über den Schuß und seine Tat erschreckt. Er hielt die Waffe zwar noch fest, nur sah es so aus, als wollte er sie im nächsten Moment zu Boden schleudern, weil er sich die Finger daran verbrannt hatte.

»Mußte das sein?« fragte Bill.

»ich... ich«

»Du hast sie getötet, Vater!« Ruth sprach mit einer unheimlich kalt klingenden Stimme. »Du hast sie tatsächlich umgebracht. Sie war meine beste Freundin. Jetzt habe ich noch einen Grund, dich zu töten. Jawohl, ich werde dich vernichten.«

»Nein, Ruth, nein!« Reuven streckte die Arme vor. »Bitte nicht, du bist meine Tochter!« Er ließ die Beretta fallen, als wäre sie glühend geworden. »Da, ich bin waffenlos. Bitte, du kannst mich nicht...«

»Waffenlos?« Ruth schrie das Wort und lachte danach kreischend.

»Auch Adrienne war waffenlos. Trotzdem hast du auf sie geschossen. Hast du das vergessen?«

»Ich wollte sie nicht umbringen...«

Er redete noch weiter, würde sich auch um seinen Kopf reden. Das konnte Bill nicht zulassen. Er wußte auch, daß sie hier so ohne weiteres nicht wegkamen.

Die Zeit, noch einmal die Lifttür zu öffnen, blieb ihnen nicht. Welche Chance gab es noch?

Der Reporter wollte jedenfalls Maurice Reuven aus der unmittelbaren Schußlinie bringen, deshalb schlang er seine Hand um Reuven's Arm und zerrte den Mann hinter sich.

»Da bleibst du jetzt stehen!«

»Das nutzt ihm auch nichts«, erklärte Ruth. »Auch dich haben wir auf unsere Liste gesetzt. Aber zunächst ist er an der Reihe!«

»Tatsächlich?« fragte Bill. Diesmal war er es, der die Waffenmündung auf Ruth richtete.

Sie zeigte sich überrascht. »Willst du mich töten? Bitte, das kannst du. Wir haben dem Meister versprochen, für ihn durch die Hölle des Todes zu gehen. Er kann uns nicht schrecken, nicht uns, die Diener und Wanderer des dunklen Pfads.«

»Tu's nicht, Bill. Schieße nicht. Bitte, laß Ruth leben! Ich flehe dich an. So etwas kannst du doch nicht tun. Bitte, Bill, bitte!«

»Hör auf zu jammern, Vater«, sagte Ruth. »Deine Meinung ist nicht mehr gefragt. Du kannst höchstens noch beten, falls du es nicht verlernt hast. Und zu dir, Bill, werde ich jetzt kommen. Ich bringe dich mit meinen eigenen Händen um.« Zur Unterstreichung ihrer Worte spreizte sie die Finger, damit Bill die Größe der Hände erkennen konnte. »Danach werden wir über dich herfallen wie die Wölfe über ein Opfer. Wir werden dir ebensowenig eine Chance geben wie sie meine Freundin Adrienne bekommen hat. Hast du gehört? — Jetzt!«

Sie sprang vor.

Bill Conolly aber schoß!

Die Hyänen kamen!

Radek war mit einem Sprung in den rohrartigen Tunnel gesprungen, durch dessen untere Hälfte die breiten Stufen einer rot gestrichenen Stahltreppe führte, die zudem ein ebenfalls rot gestrichenes Geländer besaß.

Wie ein Revolverkünstler es manchmal tat, so schleuderte ich die Beretta in die linke Hand, hielt sie eisern fest und holte mit der rechten meinen Dolch hervor.

Mit ihm und dem Kreuz mußte ich mich gegen die drei Hyänen verteidigen.

Die erste baute sich vor mir in die Höhe. Himmel, konnte die sich strecken. Sie erreichte dabei fast meine Größe. Es war auch gleichzeitig ihr Fehler, denn sie bot mir ihre schutzlose Bauchseite. Meine rechte Hand mit dem Dolch stieß vor. Die magische Waffe traf genau, bevor die Hyäne noch ihre Vorderpfoten auf meine Schultern drücken und mich zu Boden werfen konnte.

Ich hörte ihr schreckliches Winseln, das sich mit den Schreien der Zuschauer vermischte, rammte den sterbenden Körper mit der linken Schulter zur Seite, zog den Dolch wieder hervor und kümmerte mich um die zweite Hyäne, die das Pech hatte, mich von der Tinken Seite her angreifen zu wollen und dabei genau gegen meine Faust sprang, in der ich noch das geweihte Kreuz hielt.

Als das Silber das Teil des Mensch-Tieres berührte, hörte ich das Zischen. Es stank nach verbranntem Fell, die Augen brachen, sie fielen in den Schädel hinein, und ich stieß meinen rechten Fuß vor, dessen Sohle die dritte Hyäne traf.

Unter der Schnauze hatte ich das dämonische Tier erwischt. Dadurch verendete es zwar nicht, aber sein Konzept war gestört. Ich setzte einen Tritt nach, erwischte den Kopf an der Seite, sie wühlte sich jaulend über den Boden, sprang wieder hoch, und dies geschah unmittelbar vor dem Eingang des Verbindungsrohrs.

Die rechte Hand mit der Klinge zog ich von unten nach oben und erwischte das Tier beim Aufstehen.

Ich ließ den Dolch stecken, denn nun hatte ich nur einen Gegner vor mir. Gabaon war in das Rohr gelaufen. Er hatte sich ziemlich weit von mir entfernt. An den runden Decken brannten einige Lampen, es war die Notbeleuchtung, so daß ich seinen Weg genau verfolgen konnte. Die Stufen waren doppelt so breit angelegt wie normale, und sie waren auch nicht sehr steil, erst allmählich führten sie aufwärts zur nächsten Kugel an der Seite.

»Bleib stehen, Radek!« brüllte ich durch das Rohr, an dessen kahlen Wänden meine Stimme ein metallisch klingendes Echo bekam. Ich hatte nicht damit gerechnet, aber er drehte sich tatsächlich um, so daß ich ihn anschauen konnte. Ich befand mich noch im Lauf, er hatte angehalten, aber ich hatte mittlerweile den Bumerang gezogen und hielt ihn wurfbereit in der rechten Hand.

Plötzlich hörte ich ihn schreien.

Gleichzeitig zerplatzte eines der Augen, das sich links von seiner Schulter befand. Eine blaue Flamme regnete auf ihn herab, traf die Kleidung, die sofort Feuer fing. Wieso und weshalb dies geschehen war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls nahm ich es als einen glücklichen Umstand hin und konnte mich ihm noch weiter nähern. Mittlem rechten Arm holte ich bereits zum Wurf aus!

Bill hatte tatsächlich geschossen, allerdings nicht auf Ruth Reuven. Im buchstäblich letzten Augenblick hatte er die Waffe herumgedreht und die Mündung gegen die Decke gestreckt, wo kalt und grausam das Auge leuchtete.

Die Silberkugel traf den Höllenkreis!

In diesem kleinen kegelförmigen Projektil steckte eine so starke, weißmagische Kraft, daß sie selbst dem Auge oder dem Höllenring Paroli bieten konnte.

Das Auge verlor!

Es blähte sich für einen Moment auf wie der Feuerball bei einer Explosion, nur eben in einer anderen Farbe. Nicht rot oder glühend, dafür in einem kalten Blau, durch das jedoch wie helle Blitze die Silberstreifen zuckten und mithalfen, das Auge zu zerstören. Es »starb« lautlos.

Nur die Diener des Dunklen Pfads blieben nicht stumm. Voller Entsetzen mußten sie mit ansehen, wie ein Feil ihres Meisters ein Opfer der Weißen Magie wurde.

Sie schrien, sie warfen sich zu Boden, preßten die Gesichter gegen die Handflächen und vergaßen ihre beiden Gegner Bill Conolly und Maurice Reuven.

Sie waren bis an die Fahrstuhlür zurückgewichen, wo sie das Schauspiel mit gebannten Blicken erlebten.

Reuven freute sich besonders. »Du hast es geschafft!« schrie er immer wieder in das Heulen und Toben der Teufelsdiener hinein. »Du hast es tatsächlich geschafft. Sie ist gerettet. Meine Tochter ist gerettet, Bill. Verdammt!«

Der Reporter nickte. »Das glaube ich allmählich auch«, sagte er und dachte dabei an seinen Freund John Sinclair...

Ich sah die Flammen auf seiner Schulter, ich sah Gabaon taumeln und torkeln. Er fiel von einer Seite der Treppe auf die andere. Die beiden Geländer wirkten dabei wie gummiartige Wülste, denn er wurde von ihnen immer wieder abgestoßen.

Das Auge war vergangen. Sein Rest hatte die Kleidung des teuflischen Mönchs in Flammen gesetzt, der jetzt um sich schlug und so versuchte, das Feuer zu löschen.

Ich warf meine »Banane« trotzdem.

Es war ein wuchtiger Wurf, leicht angeschnitten, auch gut gezielt, von unten nach oben steigend, wobei der Bumerang zunächst dicht

über die breiten Stufen seine Bahn zog.

Dann hatte er sein Ziel erreicht.

Er trennte nicht den Kopf des Dämons vom Körper ab, dafür zog ihn eine andere Magie an. Die der acht Augen!

Sie waren kaum mit normalen Blicken zu verfolgen, als sie sich bewegten, einen Kreis bildeten und sich vor der Gestalt des Dämons zusammensetzten, wo sie einen magischen Abwehrschirm aufbauten, in den mein geschleudeter Bumerang hineinschlug.

Es war ein Volltreffer!

Die magische Entladung machte mich fast blind. Ich tauchte zur Seite weg, schloß die Augen und hörte gleichzeitig die irren und überlauten Schreie durch das breite Rohr hallen. Ein Schrei, wie er von einem Menschen kaum ausgestoßen werden konnte. Das Brüllen zerriß mir fast das Trommelfell. Ich schielte in den runden Tunnel hinein und sah die zweite Hälfte voller Licht. Blaues und weißes Licht mischten sich zu einem zuckenden Farbspektrum. Dazwischen sah ich die Gestalt Gabaons. Er taumelte noch immer, aber er verging bereits. Die magischen Entladungen waren stärker als die Kraft der Augen. Sie hatten ihn bereits zu einem zweidimensionalen Gegenstand werden lassen, zu einem Schatten.

Und der wurde vor meinen Augen zerrissen, als hätte jemand ein Stück Kohlepapier zerfetzt.

So trudelten die einzelnen Feile und Stücke durch die Luft, fingen plötzlich Feuer und brannten, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, weg. Es gab keinen Gabaon mehr und auch keinen Radek. Aber es gab die Menschen, denen ich entgegenschnitt, nachdem ich meinen Bumerang aufgehoben hatte.

Sie hatten Furcht, sie wichen vor mir zurück. Ich schaute sie an, sah in ihre Augen und erkannte, daß sie den dämonischen und wilden Ausdruck verloren hatten.

Durch den Tod ihres Meisters waren sie wieder normal geworden.

»Am besten wird es sein, wenn Sie jetzt nach Hause gehen«, sagte ich ihnen, als ich den Lift holte, einstieg und in die oberste Kugel fuhr... Dort fand ich Bill und Maurice vor. Mein Freund hatte sich über eine am Boden liegende Frau gebeugt. Er richtete sich in dem Augenblick auf, als ich das Restaurant betrat.

»Sie lebt noch.«

Diese Worte galten nicht mir, sondern Maurice Reuven, der seine Tochter umklammert hielt, als wollte er sie nie mehr loslassen.

»Aber wie...«

»Sofort einen Arzt«, sagte Bill, sah mich plötzlich und bekam große Augen.

Ich nickte ihm entgegen. »Es ist alles klar, Bill. Den Meister gibt es nicht mehr.«

Mein Freund lachte. »Das habe ich mir gedacht, wenn ich mir die Leute hier anschau. Sie waren plötzlich ganz anders.«

Ich hob den Bumerang hoch. »Was man mit einer Banane doch alles anstellen kann, nicht wahr...?«

Ich habe nichts gegen die Kollegen aus anderen Ländern, wirklich nicht, doch manchmal ist es besser, wenn man sie in gewisse Fälle nicht einweiht. Das hatten wir getan. Sollten Fragen nachkommen, würde Sir James, mein Chef, sie schon klären.

Adrienne Braun lag im Krankenhaus. Die Ärzte hatten sich hoffnungsvoll gezeigt und waren davon überzeugt, daß sie durchkommen würde. So brauchte Maurice sich keine Vorwürfe mehr zu machen. Der Bann war gebrochen, die Mordaugen von Brüssel gehörten der Vergangenheit an, und die magische Zone, von Gabaon um das Atomium aufgebaut, existierte auch nicht mehr.

Maurice hatte uns versprochen, uns etwas von Brüssel zu zeigen. Bill und ich sagten nicht nein. So saßen wir drei am nächsten Tag auf dem berühmten Grande Place und badeten uns im Sonnenschein, der endlich einmal hinter den grauen Wolken hervorkroch. Ein buntes

Bild beherrschte die Szene. Es war Markt, und der Platz quoll vor Farbenpracht über. Mit Mühe und Not hatten wir noch einen Platz bekommen, saßen auf einer kleinen Außenterrasse, die zu einem Lokal gehörte, und tranken belgisches Bier, das mir ziemlich gut schmeckte.

»Was wäre denn passiert, wenn Radek gewonnen hätte?« fragte Maurice.

Bill wußte es nicht, ich konnte ebenfalls nur mehr raten. »Er hat von dem letzten Siegel gesprochen, von der Deutung des Nostradamus. Was daran Tatsache ist und was dabei zu einer Tatsache werden kann, wage ich nicht zu denken. Jedenfalls hätte er seine Diener in die Welt geschickt, wo sie Höllenkreise aufgebaut hätten.«

Reuven schüttelte sich. »Furchtbar«, flüsterte er, winkte nach dem Kellner und bestellte noch drei Bier.

Wir bekamen sie.

Bevor wir tranken, hob Maurice sein Glas an und sagte: »Jetzt weiß ich, worauf wir trinken werden.«

»Und?« fragte der immer neugierige Bill.

»Darauf, daß die Apokalypse nie stattfindet«, sagte Maurice mit ernst klingender Stimme. »Ich will leben, ihr wollt leben, die Welt soll leben. Cheers, sagt man doch bei euch, oder?«

Ich nickte. »Ja, cheers, der Spruch ist gut.«

Dann leerten wir die Gläser bis zum Grund...

ENDE